

Evangelische Mission
Weltweit

Association of Protestant Churches
and Missions in Germany



Die vielen Gesichter

Christi

EMW-THEMENHEFT 2022

Vorwort

Die, die Jesus Christus nachfolgen, erkennen ihn im menschlichen Antlitz. Das kann je nach Kontext und kirchlicher Tradition unterschiedlich aussehen. Diese vielen Gesichter Christi stehen für die Vielfalt der Kontexte, in denen das Evangelium von Jesus Christus heute relevant wird. Im EMW-Themenheft 2022 zeigen die Autor*innen unserer Beiträge Herausforderung und Chancen auf, die sich daraus ergeben.

Zu den Herausforderungen gehört, die Wahrheit der biblischen Botschaft im Leben der Menschen konkret zum Leuchten zu bringen, Machtstrukturen aufzudecken und in Frage zu stellen und Nein zu sagen, wo mit Falschinformationen und Lügen partikulare Interessen durchgesetzt werden sollen. Dies gilt sowohl für Entwicklungen in den Kirchen selbst als auch für die politischen Systeme, in denen Christ*innen und Menschen guten Willens sich für Gerechtigkeit und Frieden einsetzen. Die Chancen liegen im gemeinsamen ökumenischen Lernen, z. B. beim Teilen und Verstehen der biblischen Texte und in einer kontext- und kultursensiblen Kommunikation untereinander. Wegzuschauen und Konflikte kleinzureden – das kann auch in den Kirchen nicht der Weg sein. Mutig die obenauf liegenden Fragen anzugehen und gemeinsam Lösungen zu finden – darum muss es uns in der Ökumene gehen!

Die Beiträge für unser Themenheft kommen aus unterschiedlichen Regionen der Welt und geben einen Einblick in die konkreten Herausforderungen und Konflikte der Kirchen. Sie lassen exemplarisch die weltweite Vernetzung der Kirchen deutlich werden. Gleichzeitig zeigt sich, dass die beschriebenen Phänomene und Entwicklungen weltweit relevant sind und gemeinsame Verständigungsprozesse notwendig machen. Eine kritische Exegese biblischer Texte, eine kontextuelle Hermeneutik und die missions-theologische Einordnung bieten Grundlagen für alle anstehenden Diskussionen. So werden wir den vielen Gesichtern Christi in der Einen Welt gerecht.

Wir wünschen eine interessante Lektüre und freuen uns, wenn das Themenheft 2022 Anregungen für Reflexion und Weiterarbeit in den jeweiligen Kontexten bietet.

Ihr **Rainer Kiefer**
Direktor



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	02		
Inhaltsverzeichnis	03		
		Schwerpunktthema	Weitere Themen
		Bibellesen im Tandem	Theologische Ausbildung
	04		Interkulturelle Theologie gehört in die Ausbildung
		Kontextsensible Bibelübersetzungen als Voraussetzung für eine muttersprachliche Theologie	Frieden und Gerechtigkeit
	10		„Fürchtet Euch nicht!“ – angesichts der militärischen Invasion in der Ukraine
		Irrlehren: Wenn Kirche selbst zum Problem wird	Frieden und Gerechtigkeit
	14		Ein Regime der Lügen
		Auf welcher Seite steht Jesus?	Schöpfung und Nachhaltigkeit
	18		Die Kirche spielt eine Schlüsselrolle
		Ist gleichberechtigte Gemeinschaft möglich?	Mission und Kolonialismus
	22		Freiwilligenprogramm postkolonial: Keine Einbahnstraße
		Gemeinsam beraten statt Streitkultur	Kirche und Rassismus
	26		Der Traum von einer Kirche ohne Rassismus
		Gott liebt Vielfalt	Impressum und Mitglieder
	30		55

Eine Bibelarbeit von
Bridget Ben-Naimah
und **Heike Jakubeit**

Bibel im Tandem Lesen

Die Begegnung der Samaritanerin mit Jesus am Brunnen nach dem Johannes-Evangelium (4,1-42) ist einer der Texte, der für Bibelarbeiten während der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen ausgewählt wurde. Christ*innen aus den Mitgliedskirchen aus aller Welt werden sich in Karlsruhe über diese Begegnung austauschen und was sie zum Thema der Vollversammlung beiträgt. Bridget Ben-Naimah aus Ghana, und Heike Jakubeit aus Deutschland teilen ihre Perspektiven auf die biblische Erzählung in assoziativer Weise.

Bridget Ben-Naimah:

Bei mir hat das Hören und Lesen dieser biblischen Geschichte sehr viel an Gedanken und Gefühlen ausgelöst – wie immer beim Lesen der Bibel. Was für ein vielschichtiger Text!

Das erste, was mich heute quasi „angesprungen“ hat, ist die Aussage, dass Jesus müde war. Jemand hat ein geistliches Amt inne und ist aufgrund seiner Arbeit erschöpft und ruhebedürftig? Was führt dazu, dass jemand, der oder die eine solche Aufgabe hat, dadurch so kraftlos wird?

Jetzt sitzt er da am Brunnen und bittet eine samaritanische Frau um Wasser. Wieder einmal brüskiert er das gesellschaftliche Protokoll, indem er sie anspricht. Dabei kam mir allerdings auch umgehend der Gedanke, dass auch wir gelegentlich das Protokoll verletzen müssen, um mehr, um etwas Größeres, zu erreichen. Wann wir das tun, uns dazu entscheiden, dafür bedarf es ein hohes Maß an Weisheit. Und wir brauchen unser Gebet, damit durch das, was wir tun, in der Folge nicht noch viel Schlimmeres geschieht.

Im Gespräch mit der samaritanischen Frau weist Jesus auf das Wasser hin, das nur er geben kann. Was könnte dieses Wasser heutzutage sein? Das Evangelium, der Heilige Geist, Rettung – so würde ich dieses „Wasser“ beschreiben.

Und, ja, bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang für mich, dass die Frau nun ausgerechnet dieses Wasser haben will. Sie will nie mehr durstig sein. Sie zeigt sich offen für

„Sie zeigt sich offen für etwas Neues, will lernen, Anderes erfahren. Genau diese Haltung fehlt mir manchmal bei Menschen in meiner Umwelt.“

etwas Neues, will lernen, Anderes erfahren. Was für eine Gelegenheit. Genau diese Haltung fehlt mir manchmal bei Menschen in meiner Umwelt.

Heike Jakubeit:

Ich stelle mir vor, wie mühsam es ist, jeden Tag zum Brunnen laufen zu müssen. Jeden Tag dieselben Bewegungen ausführen, die Kraft kosten und einen Körper auszehren ... Täglich die Aussicht, dass es morgen so sein wird, wie es heute war, weil ohne Wasser kein Leben möglich ist. Ist es nicht naiv zu glauben, dass sich das von heute auf morgen löst? Einfach so? Auf der anderen Seite finde ich genau das so bewundernswert an dieser Frau: Ich nehme, was ich bekommen kann. Einfach so, ohne es groß zu hinterfragen.

„Hätte Jesus die vielen außerehelichen Beziehungen eines Mannes auch so intim und pedantisch offengelegt?“

Ich lasse mir das jetzt schenken. Warum denn nicht. Hauptsache, es nützt zum Leben.

Das Wasser, das nur Jesus schenken kann und nie wieder durstig sein lässt? Ich denke dabei an so viele Menschen, die das bitter nötig haben. Das neue Handy, der Urlaub auf dem Kreuzfahrtschiff, die eigene Yacht, die Privatjet-Sammlung und die Reise zum Mond. Äußerlich ist alles da – im Überfluss – und innerlich ist ein Mensch hohl und leer. Alles ist möglich, und doch fehlt etwas im Leben, macht Menschen zu Getriebenen. Es fällt so schwer, zu akzeptieren, dass wir von etwas leben, das wir selbst nicht schaffen und auch nicht für alles Geld dieser Welt kaufen können. Wir sind und bleiben Angewiesene.

Was mich ärgert ist, dass Jesus die Frau am Brunnen und ihr Leben vor Generationen von Bibellesenden so bloßstellt. Wie viele Männer hattest du noch? Nicht verheiratet? Hätte Jesus die vielen außerehelichen Beziehungen eines Mannes auch so intim und pedantisch offengelegt?

Nur, wenn
Wir

Bridget Ben-Naimah:

Vom seelsorgerlichen Standpunkt aus finde ich es gut, dass die Frau am Brunnen sich so öffnen kann. Sie lügt nicht. Legt ihr Leben offen. Ist ehrlich. Nur, wenn wir ehrlich mit uns selbst und ehrlich mit Gott sind, werden wir eine tiefere Erfüllung erlangen. Es beginnt damit, dass wir uns nicht mehr fürchten und nicht mehr Dinge in uns einschließen, die dann für uns unaussprechlich werden. Durch die Begegnung mit Jesus kann diese Frau Gnade und Liebe erfahren. Sie spürt: Jemand sorgt sich um mich.

Im Verlauf des Textes beschäftigt mich noch die Frage nach dem Gottesdienstort. Hier wird gesagt, dass die Feier des Gottesdienstes nicht an einen Ort gebunden sei. Egal, wo wir uns gerade befinden, können wir Gott anbeten, wenn es in seinem Heiligen Geist und in seiner Wahrheit geschieht. Unsere Gottesbeziehung findet unabhängig von einem Ort statt, an dem wir sie festmachen können.

Und vielleicht passt dazu auch das Messias-Bekenntnis, das hier vorkommt. Meiner Meinung nach kann Jesus die Frau mit seinen Worten nur deshalb so anrühren, weil sie ein „Basiswissen“ religiöser Bildung hat. Deshalb ist es so wichtig, dass wir das Wort lehren, Kindern und Konfirmand*innen vom Glauben erzählen. Wir brauchen Bibelgesprächsgruppen, Evangelisierungsprogramme und andere Treffen rund um die Bibel. Nur dann kann etwas vom Evangelium in Menschen anklingen.

Heike Jakubeit:

Die Frage nach dem „wahren“, dem „richtigen“ Gottesdienst finde ich äußerst problematisch. Wir finden sicher viele biblische Verse, die uns dazu Auskunft geben. Tatsächlich führt das Antwort-Geben darauf meiner Meinung nach häufig zu einem Konkurrenzgebaren: „Meine Kirche hat mehr Mitglieder.“ Die Perikope beginnt mit der Feststellung, dass es bereits mehr Johannes- statt Jesus-Getaufte gebe ... Es scheint, dass ein Wettbewerbsgedanke in Sachen Religion auch biblischen Autoren nicht fremd war.

Die Frage nach dem „wahren“ Gottesdienst führt zu gegenseitigen Verwerfungen in der christlichen Glaubensfamilie. Nach dem Motto „Wir feiern Gottesdienst richtig – ihr nicht.“ Ist das aber nicht eher etwas, für das sich jede und jeder einzelne vor dem „Richterstuhl Christi“ verantworten muss? Wie kann es sein, dass wir uns in dieser Frage zu Richter*innen über andere erheben?

Auf der anderen Seite kann ich einen Gottesdienst nicht richtig finden, in dem Menschen in Gottes Namen gedemütigt und ihrer Menschenwürde beraubt werden. Ich denke da konkret an Pastor*innen, die Gemeindeglieder zu Heilungszwecken Reinigungsmittel trinken oder Gras essen lassen.

ehrllich mit
uns selbst
und ehrllich mit
Gott sind,
werden wir eine
tiefere **Erfüllung**
erlangen.

Bridget Ben-Naimah:

Wenn ich im Text weitergehe, bleibe ich an Vers 34 hängen. Da geht es um Nahrung. Die Jünger meinen, Jesus brauche etwas zu essen, und sind sehr erstaunt, dass er das ablehnt. Die Begegnung mit der samaritanischen Frau hat ihn sozusagen „gesättigt“. Das, was Jesus an Lebensmittel benötigt, ist, dass er eine Gelegenheit zur Beziehungsaufnahme wahrgenommen hat. Ihn erfüllt, dass er dieser einen Person, einer samaritanischen Frau, das Evangelium verkünden kann. Diese Möglichkeit würde er niemals vergeben. Anstatt sich durch Brot oder irgendein anderes Nahrungsmittel satt zu machen, nährt er sich von Spirituellem. Genau das war Teil seiner Mission.

Daher frage ich: Wovon leben wir? Ich würde sagen, dass wir von Evangelisation leben. Das ist unser Lebensmittel. Nichts ist wichtiger als das. Dabei gerät genau das leider immer mehr in den Hintergrund. In Ghana, zum Beispiel, haben wir viele Kirchen, die große Kirchengebäude bauen. Alle Bemühungen, alle Kollekten und Fundraising-Aktionen dieser Gemeinden sind darauf ausgerichtet, ein riesiges, neues Gebäude zu errichten. Darüber gerät in Vergessenheit, dass es darum geht, das Evangelium zu verkünden. Wie groß ist der Anteil unseres Budgets für Evangelisation? In Ghana, auch wenn es kaum vorstellbar ist, gibt es in abgelegenen Regionen immer noch Menschen, die den Namen „Jesus“ noch nie gehört haben. Was für ein Potenzial für Evangelisation. Wie nutzen wir diese Gelegenheit? Wir bleiben doch lieber in unseren eigenen Gemeindebezügen, anstatt uns endlich aufzumachen.

Für eine Zeit lang gab es bei uns in der Kirche das Projekt, dass eine reichere Gemeinde die Patenschaft für eine ärmere Gemeinde übernehmen sollte. Leider hat sich diese prima Idee nicht durchgesetzt. Die Gemeindeglieder der reicheren Gemeinden wollten das irgendwie gar nicht.

Etwas Vergleichbares gelingt allerdings in der Jugendarbeit. Wir nennen das „Outreach“: Für etwa zwei Wochen macht sich eine Jugendgruppe in eine abgelegene Community auf. Vor Ort halten die jungen Erwachsenen dann Gottesdienste, verteilen Kleidung und die dafür ausgebildeten übernehmen medizinische Beratung.

Jesus sieht seine Gelegenheit, und er bleibt dran. Das müssen wir auch tun.

Heike Jakubeit:

Am Ende wird die Frau, in der Jesus seine „missionarische“ Gelegenheit sieht, zu einer der ersten Zeuginnen des Christus. Durch sie finden auch andere Samaritaner*innen zum Glauben. Das erinnert mich an die Ostergeschichten, die insbesondere Frauen als diejenigen darstellen, die die Botschaft von der Auferstehung Jesu weitersagen.

Wenn ich in Gottesdiensten Zeug*innen des Glaubens an Jesus Christus zuhöre, dann frage ich mich häufig, wie

„Unsere Gottesbeziehung findet unabhängig von einem Ort statt, an dem wir sie festmachen können.“

dadurch diese Welt besser wird. Was trägt diese persönliche Gottesbegegnung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung aus? Wo kann ich dadurch ein Mehr an sozialer oder Schöpfungs-Gerechtigkeit wahrnehmen? Was bedeutet für Zeug*innen, „wiedergeboren“ zu sein? Etwa eine höhere Qualitätsstufe des Christ*in-Seins? Entscheidet nicht auch eine ganz andere Instanz als die menschliche darüber, was „wiedergeboren“ bedeutet?

Auf der anderen Seite erstaunen mich solche Zeugnisse immer wieder neu, weil es in Deutschland so vielen eher peinlich ist, zuzugeben, dass sie an Gott glauben. Ich fühle mich in Einklang mit Matthäus 12,49f. In diesen Versen stellt Jesus sein neues Familienbild schon einmal vor: Denn wer den Willen meines Vaters im Himmel tut, der ist für mich Bruder, Schwester und Mutter! Was Gottes Willen ist, erfahren wir nicht allein durch die Schrift, sondern durch das, was Jesus getan hat. Seine Offenheit für andere Menschen, die Fremden, Frauen und Ausgestoßenen, die er wieder in die Mitte einer Gesellschaft hinein holt. An einer Stelle hast Du, Bridget, gesagt: Jesus unterschätzt niemanden. Auch für mich schaut er nicht auf das, was menschliche Augen sehen, sondern auf das Potenzial, das in Personen steckt.

Von der samaritanischen Frau lässt er sich dabei helfen. Er selbst kann das Wasser aus dem Brunnen nicht allein schöpfen. Er zeigt sich ihr gegenüber als ein hilfloser und auf Andere angewiesener Mensch. Vielleicht, weil er uns sagen will, dass wir viel mehr Demut als Stolz in unserem Leben brauchen.

Jesus und die Frau aus Samarien

(1) Als nun Jesus erfuhr, dass den Pharisäern zu Ohren gekommen war, dass Jesus mehr zu Jüngern machte und taufte als Johannes – (2) obwohl Jesus nicht selber taufte, sondern seine Jünger –, (3) verließ er Judäa und zog wieder nach Galiläa. (4) Er musste aber durch Samarien reisen.

(5) Da kam er in eine Stadt Samariens, die heißt Sychar, nahe bei dem Feld, das Jakob seinem Sohn Josef gegeben hatte. (6) Es war aber dort Jakobs Brunnen. Weil nun Jesus müde war von der Reise, setzte er sich an den Brunnen; es war um die sechste Stunde. (7) Da kommt eine Frau aus Samarien, um Wasser zu schöpfen. Jesus spricht zu ihr: Gib mir zu trinken! (8) Denn seine Jünger waren in die Stadt gegangen, um Speise zu kaufen. (9) Da spricht die samaritanische Frau zu ihm: Wie, du, ein Jude, erbittest etwas zu trinken von mir, einer samaritanischen Frau? Denn die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritanern. – (10) Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wenn du erkennst die Gabe Gottes und wer der ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!, du hättest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser.

(11) Spricht zu ihm die Frau: Herr, du hast doch nichts, womit du schöpfen könntest, und der Brunnen ist tief; woher hast du denn lebendiges Wasser? (12) Bist du etwa mehr als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat? Und er hat daraus getrunken und seine Söhne und sein Vieh. (13) Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wer von diesem Wasser trinkt, den wird wieder dürsten; (14) wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm eine Quelle des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt.

(15) Spricht die Frau zu ihm: Herr, gib mir dieses Wasser, damit mich nicht dürstet und ich nicht herkommen muss, um zu schöpfen! (16) Spricht er zu ihr: Geh hin, ruf deinen Mann und komm wieder her! (17) Die Frau antwortete und sprach zu ihm: Ich habe keinen Mann. Jesus spricht zu ihr: Du hast richtig gesagt: »Ich habe keinen Mann.« (18) Denn fünf Männer hast du gehabt, und der, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann; das hast du recht gesagt.

(19) Die Frau spricht zu ihm: Herr, ich sehe, dass du ein Prophet bist. (20) Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr sagt, in Jerusalem sei die Stätte, wo man anbeten soll. (21) Jesus spricht zu ihr: Glaube mir, Frau, es kommt die Zeit, dass ihr weder auf diesem Berge noch in

Jerusalem den Vater anbeten werdet. (22) Ihr betet an, was ihr nicht kennt; wir beten an, was wir kennen; denn das Heil kommt von den Juden. (23) Aber es kommt die Stunde und ist schon jetzt, dass die wahren Anbeten den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn auch der Vater will solche Anbeten haben. (24) Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. (25) Spricht die Frau zu ihm: Ich weiß, dass der Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn dieser kommt, wird er uns alles verkündigen. (26) Jesus spricht zu ihr: Ich bin's, der mit dir redet.

(27) Unterdessen kamen seine Jünger, und sie wunderten sich, dass er mit einer Frau redete; doch sagte niemand: Was willst du?, oder: Was redest du mit ihr? (28) Da ließ die Frau ihren Krug stehen und ging hin in die Stadt und spricht zu den Leuten: (29) Kommt, seht einen Menschen, der mir alles gesagt hat, was ich getan habe, ob er nicht der Christus sei! (30) Da gingen sie aus der Stadt heraus und kamen zu ihm.

(31) Unterdessen mahnten ihn die Jünger und sprachen: Rabbi, iss! (32) Er aber sprach zu ihnen: Ich habe eine Speise zu essen, von der ihr nicht wisst. (33) Da sprachen die Jünger untereinander: Hat ihm jemand zu essen gebracht? (34) Jesus spricht zu ihnen: Meine Speise ist die, dass ich tue den Willen dessen, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk. (35) Sagt ihr nicht selber: Es sind noch vier Monate, dann kommt die Ernte? Siehe, ich sage euch: Hebt eure Augen auf und seht auf die Felder: sie sind schon reif zur Ernte. (36) Wer erntet, empfängt Lohn und sammelt Frucht zum ewigen Leben, auf dass sich miteinander freuen, der da sät und der da erntet. (37) Denn hier ist der Spruch wahr: Der eine sät, der andere erntet. (38) Ich habe euch gesandt zu ernten, wo ihr nicht gearbeitet habt; andere haben gearbeitet, und ihr seid in ihre Arbeit eingetreten.

(39) Es glaubten aber an ihn viele der Samaritaner aus dieser Stadt um des Wortes der Frau willen, die bezeugte: Er hat mir alles gesagt, was ich getan habe. (40) Als nun die Samaritaner zu ihm kamen, baten sie ihn, dass er bei ihnen bleibe; und er blieb dort zwei Tage. (41) Und noch viel mehr glaubten um seines Wortes willen. (42) Und sie sprachen zu der Frau: Nun glauben wir nicht mehr um deiner Rede willen; denn wir haben selber gehört und erkannt: Dieser ist wahrlich der Welt Heiland.

Bridget Ben-Naimah:

Wenn ich diesem Text einen Titel geben sollte, dann würde ich ihn überschreiben: „Wir alle sind dazu gemacht, das Wasser Christi zu trinken.“ Das reißt die Schranken zwischen Menschen ein.

Jesus will den anderen Menschen kennenlernen, der ihm da gegenübersteht. Wer sich in ein fremdes und ihm feindliches Territorium begibt, der sollte so strategisch denken wie Jesus. Zu einer Person etabliert er freundschaftliche Beziehungen und das, was da entsteht, geht auf viele Menschen über.

In Ghana muss man sehr gut vorbereitet sein, wenn man sich in eine Community begibt, die einem nicht vertraut ist.

„Wir alle sind dazu gemacht, das Wasser Christi zu trinken.“

Heike Jakubeit:

Das klingt ein bisschen so wie: Strategie folgt der Vision. Das finde ich auch. Wie stärken wir uns eigentlich für einen solchen Weg? Mir kommt dabei auch etwas in den Sinn, über das wir gesprochen haben. Die Frage nach der Relevanz unseres Tuns, der Relevanz unserer Kirchen in der Öffentlichkeit. Wir haben gesagt, dass wir uns besser nicht Kirchen nennen sollten, wenn wir keine Relevanz hätten. Und: Relevant kann sich jemand nicht machen, aber durch das, was er oder sie lebt, erhält eine Person – oder eben eine Kirche – Relevanz.

Dr. Bridget Ben-Naimah ist Direktorin des Careers and Counselling Centre der University of Ghana, Accra. Als Pastorin der Evangelical Presbyterian Church Ghana (EPCG) betreut sie im „Tentmaking Ministry“ zudem die Studierenden, die Mitglieder der EPCG sind, an verschiedenen Hochschulen in Accra als Studierendenpfarrerin. Die Evangelical Presbyterian Church Ghana ist eine der Mitgliedskirchen der Norddeutschen Mission.



Pastorin Heike Jakubeit ist Generalsekretärin der Norddeutschen Mission, die Mitglied in der EMW ist.



sensible Bibelübersetzungen als Voraussetzung für eine muttersprachliche Theologie

Landestypische Theologien können nur entstehen, wenn Übersetzungen Wortfelder des Quell- und des Zielkontextes berücksichtigen. Diese Ansicht vertritt John Ekem, Professor am Trinity Theological Seminary, Ghana, und belegt sie mit Fallstudien aus dem Zentrum für biblische Hermeneutik in Muttersprachen.

Angesichts der Vielfalt menschlicher Erfahrungen in verschiedenen Kulturen sollte die Bibelauslegung aus mehreren Perspektiven erfolgen. Es besteht kein Zweifel daran, dass Texte seit dem Altertum als Reaktion auf sich verändernde Umstände ausgelegt und später neu interpretiert worden sind. Dies gilt auch für die Bibel, die eine Schlüsselrolle im theologischen Denken und Arbeiten in der nördlichen und südlichen Hemisphäre spielt. Mit Blick auf den Globalen Süden, einschließlich Subsahara-Afrika, wohin sich der Schwerpunkt des Christentums seit Mitte des 20. Jahrhunderts verlagert hat, wurden umfangreiche Forschungen über die Schnittstelle zwischen dem christlichen Glauben und den lokalen Kulturen durchgeführt. Im afrikanischen Kontext hat die Bibelübersetzung in verschiedene

Von

John David Kwamena Ekem

Muttersprachen spannende Möglichkeiten des theologischen Arbeitens eröffnet. Die biblischen Texte wurden analysiert und durch den mit der Übersetzung verbundenen Prozess der Interpretation neu erfasst. Ein solches Vorgehen hat ein erhebliches Potenzial für die Produktion von afrikanischen Theologien geschaffen. Im Folgenden werden Beispiele aus dem ghanaischen Kontext herangezogen, um das zu erläutern.

In meiner Antrittsvorlesung lenkte ich 2011 die Aufmerksamkeit auf die heikle und zentrale Frage der Auslegung des Begriffs *hilastērion*, den Paulus in Römer 3,25a verwendet, um den Sühnetod Jesu, des Christus, zu interpretieren. Ich habe argumentiert, dass wir uns nicht an die traditionelle Auslegung des Wortes als Verweis auf den Tod Christi als Sühne oder Wiedergutmachung klammern, sondern den Begriff vor dem Hintergrund der hebräischen Bildersprache betrachten sollten. *Kapporeth* bezieht sich auf den Ort und das Mittel der Sühne, an dem Gott sein Erbarmen mit den Sünder*innen zeigt oder offenbart. Als pharisäischer Rabbiner, der mit deren Methoden der Schriftauslegung bestens vertraut war, überträgt Paulus diesen Gedanken auf griechisch-römischen Boden und interpretiert den Tod Christi als „Gottes offenbarende Mittel der Sühne“. In dieser Perspektive hat der Begriff *hilastērion* also offenbarende Konnotationen. Im Kontext der Übersetzung in die ghanaische Sprache Twi-Mfantse geht dies über einen Verweis auf „Gottes versöhnende/sühnende Tat in Christus“ hinaus, wie das dafür verwendete Wort *mpata/mapatadze* andeutet. Der Begriff sollte daher im Mfantse-Kontext als *Oyikyerafor a oye Ahysnanmuadze*, d. h. als „ein Offenbarungsoffer, das stellvertretende Dimensionen hat“ interpretiert werden. Eine solche Auslegung bietet viel Stoff zum Nachdenken in einem interkulturellen Kontext und dient als hilfreiches Instrument für die Erstellung kontextsensibler Studienbibeln in ghanaischen Muttersprachen.

In akademischen Kreisen hat die Auslegung des griechischen Wortes *prōtotos* in Kolosser 1,15 ebenfalls zu großen Kontroversen geführt. In meiner langjährigen Erfahrung als Übersetzer und Berater der Bibelgesellschaft von Ghana habe ich beobachtet, dass Bibeln in ghanaischen Muttersprachen oft einfach den europäischen Übersetzungen folgen. Sie übersetzen das Wort als Hinweis auf Christi als „Erstgeborenen der ganzen Schöpfung“. Die frühere Übersetzung in die Mfantse-Sprache mit *abodze nyina abakan* oder die Ga-Wiedergabe desselben Begriffs als *kromobi* sollte in diesem Sinne verstanden werden. Doch die Gefahr bei diesen Übertragungen besteht darin, dass sie Raum dafür bieten, Christus als geschaffen zu verstehen. Das widerspricht aber der Christologie, wie sie von den Verfassern des Kolosserbriefs vorgestellt wird. Sie heben in diesem Brief, der sich mit den

„Angesichts der Vielfalt menschlicher Erfahrungen in verschiedenen Kulturen sollte die Bibelauslegung aus mehreren Perspektiven erfolgen.“

„Solche Überprüfungen unterstreichen, wie wichtig es ist, die verschiedenen Bedeutungsnuancen der griechischen Wörter zu erkennen und sie kontextbezogen zu interpretieren, damit sie nicht zu irreführenden Übersetzungen führen.“

Grundlagen und der Praxis des christlichen Glaubens befasst, die Bedeutung Christi hervor, die durch Irrlehren in der kolossischen Gemeinde in Frage gestellt wurde. Die Verfasser stellen dagegen Christus als den Ursprung der ganzen Schöpfung dar. Dies wird durch den Kontext von Kolosser 1,15-17 deutlich, wo kategorisch klargestellt wird, dass

Christus derjenige ist, durch den und für den alle Dinge geschaffen wurden. Daher habe ich einige traditionelle ghanaische muttersprachliche Übersetzungen, die ein Verständnis von Christus als geschaffen nahelegen, durch theologisch fundiertere Übertragungen wie *wonam no do na ndzembra nyinara bae* (Mfantse) und *le eno atso abo nii fee* (Gã) ersetzt, die ausdrücken, dass „alle Dinge durch ihn geschaffen wurden“. Solche Überprüfungen unterstreichen, wie wichtig es ist, die verschiedenen Bedeutungsnuancen der griechischen Wörter zu erkennen und sie kontextbezogen zu interpretieren, damit sie nicht zu irreführenden Übersetzungen führen. Das würde die Theologien der Empfängergemeinschaften verarmen lassen und ihnen sinnvolle Ausdrücke für die Auslegung des christlichen Glaubens in ihren Sprachen vorenthalten.

Eine weitere interessante Fallstudie ist die Auslegung des griechischen Wortes *magoi*, das in Matthäus 2,1 verwendet wird. Traditionell wurden diese als „weise Männer“ angesehen, die einen Stern im Osten sahen und über Jerusalem nach Bethlehem reisten, um dem Jesuskind zu huldigen. Ein genauerer Blick auf den Kontext zeigt jedoch, dass es sich um scharfsinnige Astrologen handelte, die die himmlischen Zeichen lasen und sie mit bedeutenden Weltereignissen, einschließlich der Geburt Christi, in Verbindung brachten. In meinen Gesprächen mit den Übersetzern des Neuen Testaments in Bono überzeugte ich sie, vom vieldeutigen traditionellen *enyansafo* (= weise Leute) zu einer kontextspezifischeren Wiedergabe wie *nsoroma mu enyansapefo* (= Wissenschaftler, die die Sterne erforschten) überzugehen. Diese Wiedergabe kann Diskussionen darüber anstoßen, wie *magoi* kulturübergreifend zu interpretieren sind. Gleichzeitig kann das Neue Testament in Bono zu einem wichtigen Wegbereiter der muttersprachlichen biblischen Hermeneutik werden.

Die Auslegung von *Logos* im Prolog des Johannesevangeliums (Johannes 1,1.14) stellt eine weitere interessante Fallstudie dar. Das griechische Wort lässt sich nicht ohne weiteres übersetzen und interpretieren. Ähnlich wie bei *prōtotokos* in Kolosser 1,15 folgen die vorhandenen ghanaischen muttersprachlichen Bibeln eher den europäischen Versionen, die sich an den Schöpfungsbericht der Genesis und die Weisheitstradition in den Sprüchen anlehnen, wo auf Gottes schöpferisches Wort angespielt wird. Daher die populäre Wiedergabe von *Logos* als „Wort“, die sich in ghanaische Übersetzungen eingeschlichen hat: *Asem* in Asante-Twi/Mfantse; *Wiemo* in Gã; *Nya la* in Ewe. Obwohl „Wort“ eine legitime Übersetzung von *Logos* ist, erscheint sie in diesem johanneischen Kontext, in dem auf

Logos als „das belebende Prinzip des Universums“ Bezug genommen wird, zu begrenzt. *Logos* wird vom Autor des Johannesevangeliums aus einer christologischen Perspektive neu interpretiert. Christus wird zur Quelle, die einem moralisch bankrotten Universum, einschließlich der Zuhörer*innen des Johannesevangeliums, Leben einhaucht. In der Hermeneutik der Ewe-Muttersprache kann *Logos* mit *Agbedzofe* wiedergegeben werden. Als Berater für die Übersetzung habe ich erreicht, dass eine vergleichbare Wiedergabe *abodee nyina farbae* in den Fußnoten der kürzlich überarbeiteten Asante-Twi, Akuapem-Twi und Mfantse-Bibeln aufgenommen wurde. Es ist zu hoffen, dass sie in nachfolgen-

„Diese reichen biblisch-theologischen Einsichten veranschaulichen eindrucksvoll, welchen Beitrag wir zu globalen theologischen Debatten und zur biblischen Hermeneutik durch kulturelle Ressourcen aus unserem eigenen Kontext leisten können.“

den Fassungen im Haupttext erscheinen werden. Dies ist sicherlich ein wichtiger Beitrag zum theologischen Diskurs über den *Logos* in verschiedenen Kontexten, der unterstreicht, wie der Autor des Johannesevangeliums versucht hat, ein bekanntes, aber schwieriges Konzept für sein intellektuell anspruchsvolles Publikum neu zu fassen.

Nicht zuletzt ist ein theologisches Juwel in Afua Kumas *Kwaebirentuo ase Yesu* (= Jesus im tiefen Wald) zu entdecken. Dies biblisch fundierte Meisterwerk beruht auf den Gebeten und Lobpreisungen einer bescheidenen Frau, die nicht in den Genuss westlicher Bildung kam, sondern Quellen ihrer eigenen Kultur nutzte, um ihr Verständnis des christlichen Glaubens zu formulieren. Die Tatsache, dass eine traditionell ausgebildete Laiin der „Church of Pentecost“ Gegebenheiten/Bilder aus ihrer Waldumgebung in der Kwahu-Region im Mutterland Ghanas nutzen konnte, um tiefgreifende biblisch-theologische Konzepte zu formulieren, zeigt, dass eine innovative Bibelauslegung mit lokalen Ressourcen möglich ist. In diesem Buch verwendet Afua Kuma mehrere Bezeichnungen für Jesus, darunter: *Obirempong Yesu a woye kramo kesse*, fabelhaft reicher und edler Jesus, der tiefen Einblick in die Nöte der Menschen hat; *Polisifohene a otuo kese si wo bo*, Polizeichef, der durch den symbolischen Besitz einer überlegenen Waffe umfassenden Schutz verkörpert; *ayarefo nyinaa dokota*, Arzt für alle Kranken; *akuafohene a orema yen nnobae*, der oberste Landwirt, der uns mit Erntegut versorgt. Diese reichen biblisch-theologischen Einsichten veran-

schaulichen eindrucksvoll, welchen Beitrag wir zu globalen theologischen Debatten und zur biblischen Hermeneutik durch kulturelle Ressourcen aus unserem eigenen Kontext leisten können.

Ich habe versucht, die heikle Natur der muttersprachlichen Bibelauslegung durch den Vorgang der Übersetzung aufzuzeigen. Kontextsensible Bibelübersetzungen sind, meiner Überzeugung nach, eine wesentliche Voraussetzung für eine muttersprachliche Theologie. Übersetzer*innen müssen auch die kulturellen Nuancen, die den biblischen Ausgangstexten (hebräisch/aramäisch/griechisch) zugrunde liegen, genau kennen und sie mit Bedacht auf die Empfänger*innenkultur übertragen. Dies ist keine leichte Aufgabe. Dennoch sollte sie getan werden, wenn die Heilige Schrift im lokalen Kontext sinnvoll verkörpert werden soll.



Dr. John David Kwamena Ekem ist Professor für Neues Testament und Direktor des Zentrums für Biblische Hermeneutik in der Muttersprache am Trinity Theological Seminary, Legon, Accra, Ghana. Er ist ordiniertes Pfarrer der Methodistischen Kirche Ghanas, hat den Kwesi Dickson-Gilbert Ansre Distinguished Chair of Biblical Exegesis & Mother Tongue Hermeneutics des Seminars inne und arbeitet als Übersetzungsberater für die Bibelgesellschaft von Ghana.

Von

Eale Bosela Ekakhol

Die Bibel selbst warnt bereits vor den Irrlehren und ihren Verkündenden. Rasant wachsende Kirchen Afrikas sehen sich auf besondere Weise mit ihnen konfrontiert und werden so selbst zum Problem. Es braucht eine kontextuelle Theologie meint Eale Bosela Ekakhol, Direktor für Frieden, Diakonie und Entwicklungsprogramme der Allafrikanischen Kirchenkonferenz (AACC), und beschreibt die aktuelle Situation sowie Maßnahmen und Probleme.

In der Geschichte der Kirche Christi gab es immer Herausforderungen von außen, aber die gefährlichsten kamen aus dem Inneren der Kirche, die Irrlehrenden, die Hausierenden des Irrtums, die sich als Lehrende der Wahrheit ausgeben. Durch die Verbreitung irreführender Theologien wird die Kirche, die doch Lösungen für die Herausforderungen bieten sollte, selbst zum Problem. Heute sehen sich die Menschen auf dem afrikanischen Kontinent mit einer großen Zahl von selbsternannten „Prophet*innen“, „Aposteln“ und Trägern anderer Titel der Superlative konfrontiert, die vorgeben, Bot*innen Gottes zu sein. Doch sie verbreiten irreführende Lehren, deren Grundlagen nicht biblisch sind, sondern den christlichen Glauben für persönlichen Gewinn missbrauchen. Irreführende Praktiken untergraben die Menschenwürde und die Achtung des Ebenbildes Gottes, setzen das Leben der Menschen aufs Spiel und haben negative Auswirkungen auf das sozioökonomische Leben der afrikanischen Bevölkerung.

Der frühere Generalsekretär der Allafrikanischen Kirchenkonferenz (AACC), A. Karamaga, stellte 2013 fest, dass die Kirche in Afrika volljährig ist. Sie kann nicht einfach auf vergangene Erfolge stolz sein oder sich nur über die wachsende Zahl von Einzelpersonen und Gemeinschaften freuen, die sich für die Verbreitung des Evangeliums in Afrika einsetzen. Denn daraus ergibt sich die Notwendigkeit, eine Theologie zu fördern, die kontextbezogen und für das Leben der Menschen relevant ist. Eine solide Lehre ist entscheidend für die

Verkündigung der Botschaft von der Erlösung und für ein Wachstum in der geistlichen Reife. Gott warnt die Gläubigen in der Heiligen Schrift immer wieder, sich vor falschen Lehren in Acht zu nehmen. Christ*innen müssen in der Lage sein, falsche Lehrer*innen zu erkennen, um zu wissen, wann sie auf einen Weg geführt werden, den Gott nicht beabsichtigt hat.

Irreführende Theologien als Herausforderung für die Kirche in Afrika

Die Kirche in Afrika ist mit Theologien konfrontiert, die vom Synkretismus in einigen einheimischen Kirchen bis hin zu falschen Lehren reichen, die von außerhalb des Kontinents importiert wurden. Viele Praktiken, die die Menschenwürde untergraben, sind dadurch populär geworden. Solche Praktiken sind etwa die Aufforderung an die Gemeinde, hinauszugehen und Gras zu essen, die ein Prophet als von Gott offenbarte „Eingebung“ als Nahrung erklärt; oder im Namen des Glaubens Bleichmittel zu trinken, da es in Markus 16,18 heißt: „... ssund wenn sie etwas Tödliches trinken, so soll es ihnen nicht schaden ...“. In einigen Gemeinden beten selbsternannte Pastoren, Propheten oder Apostel für Frauen, die sie auffordern, ohne Unterwäsche am Gottesdienst teilzunehmen oder sich während des Gottesdienstes öffentlich auszuziehen. Solche unethischen und unbiblischen Praktiken setzen das Leben vieler verletzlicher Christ*innen einer Gefahr aus.

: Wenn Kirche selbst zum Problem wird

Irrlehrenden

„Irreführende Praktiken untergraben die Menschenwürde und die Achtung des Ebenbildes Gottes, setzen das Leben der Menschen aufs Spiel und haben negative Auswirkungen auf das sozioökonomische Leben der afrikanischen Bevölkerung.“

Da die Kirchenleitungen mit der Frage ringen, wie sie mit diesen umstrittenen Theologien umgehen sollen, will die AACC die Kirchen in Afrika bei der Förderung einer relevanten kontextuellen Theologie begleiten. Eine Reihe von Symposien bietet Kirchenleitenden, Lai*innen wie ordinierten Theolog*innen, eine Plattform, um irreführende Theologien auf dem Kontinent zu identifizieren, zu analysieren und zu dekonstruieren. Seit 2019 hat die AACC Bereiche identifiziert, die den Kern der irreführenden Theologien betreffen, nämlich Reichtum und Wohlstand, Gesundheit und Heilung, Macht und Autorität und die Rolle der Regierung bei religiösen Vorschriften. Die Themen werden durch Grundsatzreferate, Vorträge, Podiumsdiskussionen, Fallstudien und Gruppendiskussionen bearbeitet. Die Beteiligten sollen in konstruktive und kontextbezogene theologische Diskussionen einbezogen werden, die letztlich christliche Lehren und Überzeugungen stärken und ein Leben in Würde auf dem Kontinent fördern.

Die jährlichen Symposien der AACC sind eine Plattform für die Diskussion der Theologien und ihrer Praktiken und, um Lücken in der kirchlichen Lehre zu füllen. Viele, die an verschiedenen Symposien teilgenommen haben, organisieren ihrerseits Konferenzen und Debatten, um die Themen, die auf den Symposien diskutiert wurden, in ihren jeweiligen Kirchen zu verbreiten. Zu jedem Symposium wird im Anschluss ein Buch veröffentlicht, und die Bücher werden zu einem Instrument, um die Diskussion weiterzutragen.

Im Kern der irreführenden Theologie: Reichtum und Wohlstand

Das Wohlstandsevangelium gilt als die zentrale Lehre der irreführenden Theologien. Danach will Gott nicht, dass eines seiner Kinder arm ist oder es ihm oder ihr an allem fehlt, was sie sich wünschen könnten. Die Lehre konzentriert sich in erster Linie auf materiellen Besitz, körperliches Wohlergehen und Erfolg im Leben, wozu vor allem reichliche finanzielle Mittel, gute Gesundheit, Kleidung, Wohnungen,

Autos, beruflicher Aufstieg und geschäftlicher Erfolg gehören. Dieses Evangelium behauptet, dass die Gläubigen ein Anrecht auf solchen Segen haben und dass sie diese Segnungen durch ihren Glauben und das „Säen von Samen“

durch die Zahlung des Zehnten und von Opfergaben erlangen können. Wohlstand wird oft mit der Anerkennung Gottes gleichgesetzt. Die Bibel bekräftigt, dass Gott sich kümmert, um sein Volk zu segnen und dafür zu sorgen, dass seine Bedürfnisse befriedigt werden, doch das Wohlstandsevangelium macht das Streben nach materiellen Dingen und körperlichem Wohlbefinden oft zum Selbstzweck. Die Heilige Schrift wird manchmal falsch interpretiert oder manipuliert, um das Wohlstandsevangelium zu fördern.

Im Kern der irreführenden Theologie: Gesundheit und Heilung

Zum Thema Gesundheit und Heilung wurde festgestellt, dass es in der Theologie bei den großen Kirchen ein Vakuum in Bezug auf übernatürliche Heilung gibt. Das etablierte Christentum konzentriert sich auf die medizinische Behand-



Prof. Dr. Eale Bosela Ekakhhol war Direktor für Frieden, Diakonie und Entwicklungsprogramme der Allafrikanischen Kirchenkonferenz (AACC) in Nairobi. An der Universität von Südafrika hat er in Theologischer Ethik promoviert und war dort als Associate Professor tätig.

lung und auf liturgische Heilungsgebete und blendet das Wunderbare aus. Die verschiedenen Missionsgesellschaften auf dem ganzen Kontinent betrachteten westliche Bildung und Medizin als großartige Werkzeuge für die Evangelisierung. Für sie war das Wort der Heiligen Schrift nicht stark genug, um Heilung zu bewirken. Die großen afrikanischen etablierten Kirchen, haben diesen Geist geerbt. Sie bauten Krankenhäuser und Gesundheitszentren, während die biblischen Aspekte der übernatürlichen Heilung untergraben oder höchstens darauf reduziert wurden, Seelsorgende in die Krankenhäuser zu schicken und Heilungsliturgien zu gestalten. Die etablierten Kirchen haben Heilung aus biblischer Sicht nicht ignoriert, doch die Denkweise der etablierten Kirchen in Bezug auf Gesundheit und Heilung hat zu einem Vakuum beigetragen, das unausgebildete Prediger aus Pfingst- und charismatischen Kirchen mit irreführenden Praktiken im Bereich Gesundheit und Heilung füllen.

Im Kern der irreführenden Theologie: Macht und Autorität

Das Zentrum des Christentums hat sich vom Globalen Norden in den Süden verlagert. Auf dem gesamten afrikanischen Kontinent werden täglich neue Kirchen gegründet, doch der christliche Glaube hat keinen großen Einfluss auf das moralische Verhalten der meisten Leitenden dieser neuen Kirchen. Die Manipulation des Wortes Gottes durch selbsternannte Pastor*innen, Prophet*innen oder Apostel ist das wichtigste Mittel, durch das sie ihre Macht und Autorität missbrauchen. In der Demokratischen Republik Kongo schwängerte zum Beispiel ein so genannter Prophet zwanzig Mädchen seiner Gemeinde. Er argumentierte, dies sei eine Anweisung, die er von Gott erhalten habe und die nicht in Frage gestellt werden dürfe. Es gibt unzählige solcher Fälle von Macht- und Autoritätsmissbrauch in diesen neuen Kirchen.

Religionsfreiheit endet, wo Menschenwürde verletzt wird

Angesichts solcher offensichtlichen Missbräuche sollte bekräftigt werden, dass die Religionsfreiheit ihre Grenzen

an der Achtung der Menschenwürde findet. Wer das Wort Gottes predigt, muss sich an die Gesetze halten, wie andere auch. Wer den Gesetzen zuwiderhandelt, sollte die volle Härte der Gesetze zu spüren bekommen, so wie es die Rechtsinstrumente des Landes vorschreiben. Die Regierungen in Afrika müssen daher einen rechtlichen Rahmen schaffen, der die religiösen Aktivitäten regelt und Anhänger*innen und Geistliche schützt. Es ist von entscheidender Bedeutung, dass die Regierung die Religionsanhänger*innen vor Missbrauch schützt, denn leider setzen einige so genannte Prediger*innen ihre Mitglieder unmenschlichen Behandlungen aus, die deren Menschlichkeit herabsetzen.

Regulierung ist nötig

Die von der AACC veranstalteten Symposien haben auf das Aufkommen und die Zunahme von irreführenden Theologien auf dem afrikanischen Kontinent hingewiesen. Durch die Symposien wurden die Diskrepanzen in den Lehren afrikanischer Kirchen in den Bereichen Reichtum und Armut, Gesundheit und Heilung, Führungsstile, Macht und Autorität, Geschlechtergerechtigkeit und die Lücken in staatlichen Regelungen aufgezeigt, die Raum für das Aufkommen und die Verbreitung irreführender Theologien geschaffen haben.

„Da irreführende Theologien das Leben von Menschen gefährden und die Menschenwürde untergraben, ist eine Regulierung durch kirchliche Gremien und durch die Regierung notwendig, um die Menschen zu schützen.“

Sie werden nicht nur außerhalb der großen Kirchen praktiziert, sondern teilweise auch innerhalb der großen etablierten Kirchen. Durch die Symposien wurde festgestellt, dass es in der Theologie dieser Kirchen Lücken gibt, die auf die absichtliche oder unabsichtliche Nichtbeachtung des Wortes Gottes zurückzuführen sind. Da irreführende Theologien das Leben von Menschen gefährden und die Menschenwürde untergraben, ist eine Regulierung durch kirchliche Gremien und durch die Regierung notwendig, um die Menschen zu schützen.

Von

Nicolás Panotto

Auf welcher Seite steht Jesus

Ist Jesus ein Symbol für Frieden, Ordnung und den Status quo oder für Protest, Unruhe und Revolution? Der Anspruch auf Jesus Christus für die eigene Sache kann leicht zu einem Konfliktfeld werden. Das hängt von dem jeweiligen Kontext ab, in dem die Aneignung seiner Botschaft geschieht. Der Theologe Nicolás Panotto führt aus, warum seiner Meinung nach Jesus nie auf nur einer Seite stehen wird und was die Voraussetzung für die Auflösung dieses Konfliktes sein könnte.

„Jesus wäre hier gewesen“, steht auf dem Schild, das eine junge Katholikin bei einer der vielen Demonstrationen hochhält, die auf der berühmten Plaza Italia (jetzt Plaza Dignidad, also Platz der Würde) während der sozialen Proteste 2019 in Chile stattfinden. Neben ihr marschieren Männer und Frauen mit Schildern, auf denen steht: „Hier ist die Kirche, die liebt“ und „Jesus kam, um zu lieben“. Zur gleichen Zeit unterstreicht ein bekannter evangelischer Pastor in einer seiner wöchentlichen Übertragungen in den sozialen Netzwerken: „Jesus ist nie auf der Seite der Gewalttätigen, sondern auf der Seite derer, die Ordnung und Frieden wollen“. Damit spielt er kritisch auf die öffentlichen Proteste sowie auf deren befürchtete Beeinträchtigungen der Stabilität der Gesellschaft an, die er für unverrückbar und unanfechtbar hielt.

Auf welcher Seite steht Jesus also? Ist er ein Symbol für Frieden, Ordnung und den Status quo oder für Protest, Unruhe und Revolution? Diese Fragen sind Gegenstand einer kontroversen Diskussion in der christlichen Theologie und im kirchlichen Leben. Durch die Geschichte hindurch können wir erkennen, wie jede Partei in dem Spiel der Spannungen, das sich aus den unterschiedlichen Ausdrucksformen innerhalb der Kirche ergibt, ihren Platz legitimiert, indem sie beansprucht, das alleinige und wahre Verständnis dessen zu vertreten, wofür Jesus steht, kurz gesagt: Die wahren Gläubigen zu sein.

Von Jesus Christus zu sprechen, verweist immer auf eine komplexe Dynamik, die die Berufung auf seinen Namen zu einem Konfliktfeld über die Aneignung seiner Botschaft macht. Sich auf ihn zu berufen, bringt unterschiedliche Absichten ans Licht und führt zu Konflikten, Unterschieden

und Ausgrenzungen. Sie beruhen auf den sich wandelnden historischen, theologischen, religiösen, kulturellen und kirchlichen Bedingungen, auf die wir in unserer Existenz stoßen, und die unausweichlich unsere Art, Jesus zu sehen und uns auf ihn zu berufen, bestimmen.

In Lateinamerika diente sein Name als Legitimation für die grausamsten kolonialen Angriffe, denen Millionen von Ureinwohnern zum Opfer fielen, und die ein eurozentrisches Christentum durchgesetzt haben, das unzählige andere religiöse und spirituelle Ausdrucksformen unterdrückte. Die Wunden dieser Kolonialgeschichte sind bis heute nicht verheilt und belasten unser Zusammenleben. Der Jesus, der nach den Evangelien vom Römischen Reich ans Kreuz geschlagen wurde, verkörpert andererseits eine der zentralen Figuren, in der viele soziale Bewegungen und Basisgemeinschaften in Lateinamerika die Anerkennung und Würdigung ihrer besonderen Identitäten erkennen. Das sehen wir in den Befreiungstheologien, bei Gruppen mit afrikanischem Hintergrund, feministischen Gruppen, LGBTIQ+ und indigenen Gemeinschaften und vielen weiteren, die von ihren Identitäten aus mit dem christlichen Glauben in Dialog

„In Lateinamerika ist der Konflikt um die Interpretation der Gestalt Jesu Christi mit einer Reihe komplexer politischer Phänomene und Spannungen verbunden.“



Dr. Nicolás Panotto aus Argentinien ist Theologe und Doktor der Sozialwissenschaften. Er ist Gründer und Direktor von Otros Cruces (www.otroscruces.org), Dozent für Systematische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Gemeinschaft von Chile und außerordentlicher Professor an der Universität Arturo Prat.

treten. In Lateinamerika ist der Konflikt um die Interpretation der Gestalt Jesu Christi mit einer Reihe komplexer politischer Phänomene und Spannungen verbunden. In den letzten dreißig Jahren haben wir in Lateinamerika – angesichts der Wiederherstellung eines demokratischen Umfelds nach den Diktaturen und der von den bewaffneten Konflikten der 1960er Jahre geprägten Zeiten – eine Phase der Revision der überlieferten politischen Ansichten durchlaufen. Die Kritik an den modernen nationalistischen, staatszentrierten Modellen und die Auswirkungen des Neoliberalismus auf alle gesellschaftlichen Ebenen sind einige der bestimmenden Faktoren für Veränderungen im öffentlichen Raum Lateinamerikas. Das Entstehen sozialer Bewegungen, die Mobilisierung von Gruppen, die sich für Feminismus und sexuelle Vielfalt einsetzen, die öffentliche Debatte über die Wiederherstellung der Erinnerung und die Notwendigkeit einer auf den Menschenrechten basierenden öffentlichen Politik, der Einfluss der erstarken Zivilgesellschaft und andere Aspekte, die die Stabilität der herrschenden neoliberalen Politik erschüttern, fördern eine Politik der Identitätsverteidigung. Die Versuche, die Prinzipien von Diversität, Vielfalt und Inklusion durchzusetzen, führen zu erheblichen sozialen Spannungen. Dies geht mit dem Aufkommen reaktiver und konservativer Stimmen einher, die im Namen einer nationalen Reinheit, des weißen Ethnozentrismus, der „natürlichen Familie“, der angeblich unbestreitbaren Biologie und eines oligarchischen Elitismus jede Veränderung in diesen Bereichen ablehnen.

Diesen Reaktionen gelingt es allerdings nicht, einen politischen Rahmen zu stabilisieren, und sie haben stattdessen zu einer Polarisierung geführt, die das demokratische Zusammenleben zeitweise in Frage stellt. Dies zeigt sich vor allem an der unaufhaltsamen Zunahme des religiösen und politischen Fundamentalismus auf dem gesamten Kontinent.

Kirchen und religiöse Organisationen sind von diesen Spannungen nicht ausgenommen. Die Anerkennung der Pluralität, ein auf Rechten basierender Ansatz und eine inklusive und gastfreundliche Praxis stellen nicht nur eine Herausforderung für die Beziehung zwischen dem Glauben und dem öffentlichen Raum dar. Sie führen auch zu Auseinandersetzungen in den Kirchen und Organisationen. Um zur Ausgangsfrage zurückzukehren, werfen alle diese Phänomene die Frage auf, „auf wessen Seite Jesus steht“. Wie können wir uns die Bedeutung von Vielfalt aus der Perspektive des Glaubens aneignen? Wen beziehen wir im Namen Jesu ein und wen schließen wir aus? Ist es möglich, im Rahmen dieser Unterschiedlichkeit von oft gegensätzlichen Erfahrungen und Interpretationen von Jesus Christus

einen Horizont der christlichen Einheit zu finden?

Um diese Fragen zu beantworten, sollten wir von folgender Voraussetzung ausgehen: Die Interpretation der Gestalt Jesu vollzieht sich immer in einer Spannung zwischen dem, was

bejaht, und dem, was in Frage gestellt wird. Die Rolle des christlichen Glaubens zu verstehen bedeutet, diese Dialektik anzuerkennen: Zwischen dem, was legitimiert, und dem, was kritisiert wird, zwischen dem, was etabliert ist, und dem, was verändert wird, zwischen dem, was verkündet, und dem, was angeprangert wird.

„Die Interpretation der Gestalt Jesu vollzieht sich immer in einer Spannung zwischen dem, was bejaht, und dem, was in Frage gestellt wird.“

„Jesus hat jede politische, ideologische, kulturelle und religiöse Ordnung abgelehnt, wenn sie die Würde und die Menschlichkeit des göttlichen Urbildes in der Schöpfung verletzte.“

Wenn es etwas gibt, was uns die Geschichte des Glaubens bietet, dann ist es genau, uns in den unterschiedlichen Erfahrungen zu verorten, sowie ihre ständige Revision im Lichte eines Symbols, das unmöglich in einer einzigen Weise erfasst werden kann. Die Gestalt Jesu kann nicht durch irgendeinen exklusiven Ausdruck auf eine absolute Weise erfasst werden. Darin liegt gerade die verwandelnde Kraft des Evangeliums: Es kann uns auf den Weg nach Emmaus mitnehmen (Lk 24,13-35), um uns die Augen für eine neue Wirklichkeit zu öffnen. Sie beginnt an dem Tisch, an dem wir unsere Brüder und Schwestern treffen, das heißt in der Begegnung in Vielfalt, die die Person Jesu kirchlich, sozial, kulturell usw. hervorruft.

Die Möglichkeit zur Neubestimmung beruft sich nicht auf einen leeren Horizont oder auf eine naive Pluralität, die alles zulässt und für nichts einsteht. Im Gegenteil, diese Fähigkeit zur Revision, die unser unermüdliches Bemühen, die Gestalt Jesu zu verstehen, mit sich bringt, hat eine ethische Dimension: Die Erfahrung des Glaubens darf nicht zur Herrschaft einer bestimmten durch ihn hervorgerufenen Vision führen. Der Weg, den der Glaube an Jesus Christus öffnet, ist gerade ein Weg, der in einer Nachfolge beschritten wird, die sich nicht begrenzt. Es ist ein Weg unter der Utopie des Reiches Gottes, der nicht durch uns, sondern durch das überraschende Handeln Gottes in der Geschichte entsteht (Lk 17,20-37). Jede Äußerung, die den Anspruch auf die absolute Wahrheit erhebt (selbst im Namen der Freiheit und der Befreiung!), verrät die rettende Kraft – die metanoia, die ständige Umkehr –, die der Glaube an Jesus impliziert.

In dieser Art, den Glauben an Jesus anzunehmen, sind zwei grundlegende Elemente am Werk, die vom Evangelium selbst ausgehen. An Jesus zu glauben bedeutet, den Horizont der ganzheitlichen Humanisierung, die er gepredigt und gelebt hat, zu überschreiten. Jesus hat jede politische, ideologische, kulturelle und religiöse Ordnung abgelehnt, wenn sie die Würde und die Menschlichkeit des göttlichen Urbildes in der Schöpfung verletzte.

Zweitens bedeutet der Glaube an Jesus, zu jenen Orten, Gruppen, Grenzen und Körpern vorzustoßen, die für Marginalität und Liminalität stehen. In der Geschichte der Theologie können wir immer wieder die Versuchung entdecken, zu definieren, wer „die Ausgegrenzten“ sind, sei es im

Namen einer Ideologie, einer bestimmten sozialen Schicht oder einer bestimmten Art, den Glauben zu leben. Von einem Glauben an Jesus von den Rändern aus zu sprechen, bedeutet jedoch, die Übung der Unterscheidung. Es bedeutet das Überschreiten von Grenzen und das Engagement für diejenigen, die von den Mächten in monopolistischer und hegemonialer Weise ausgeschlossen werden. Die Marginalität des Glaubens anzunehmen bedeutet, sensibel zu sein für jede Logik der Ausgrenzung im Namen der Mehrheit, des Universellen, des Absoluten.

Auf der Seite Jesu zu stehen bedeutet, diese zweideutige Position einzunehmen, den Glauben zu bejahen, sich dem Reichtum der vielfarbigen Ausdrucksformen zu öffnen und gleichzeitig jedem Versuch entgegenzutreten, einen bestimmten Weg des Verständnisses und des Lebens mit Jesus Christus zu verabsolutieren, nicht einmal unseren eigenen! Sie besteht darin, eine Gemeinschaft zu sein, die Unterschiede und Pluralität wertschätzt und gemeinsam auf einen Horizont zuschreitet, den die Erfahrung der Fülle bildet. Einheit in Jesus entsteht im Hinterfragen jeden Diskurses, jeder Institution oder Praxis, der oder die sich als einzige Stimme durchsetzen und dadurch Unterschiede auslöschen will. Die vielen Gesichter Jesu werden an den Rändern erkennbar. Das fordert eine Haltung der Unterscheidung und der ständigen Selbstkritik an unseren Glaubensannahmen. Das kann nur aus einer Haltung der Offenheit und des Dialogs mit unseren Brüdern und Schwestern, unseren Nachbar*innen und mit unseren Kontexten erwachsen.

Ist gleichberechtigte Gemeinschaft möglich

Von

Andar Pasaribu Parlindungan

Seit über einem Vierteljahrhundert arbeiten die Vereinte Evangelische Mission (VEM) und ihre Mitgliedskirchen daran, zu einer gleichberechtigten globalen Gemeinschaft zusammenzuwachsen. Das ist trotz aller Bemühungen nicht immer ganz einfach. Und Einheit sollte auch nicht als falsche Harmonie verstanden werden. Andar Pasaribu Parlindungan, Leiter der Abteilung für Training und Empowerment bei der VEM schildert, wie Herausforderungen bei diesem Prozess vielleicht gemeistert werden können.

In den inzwischen 26 Jahren des Internationalisierungsprozesses wurden in der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) große Fortschritte erzielt. Die Entscheidungsgremien sind international besetzt. Derzeit werden die Finanzen der Gemeinschaft von allen VEM-Mitgliedskirchen in Afrika, Asien und Deutschland unterstützt, obwohl die größten Beitragszahlenden immer noch die Mitgliedskirchen in Deutschland sind. Das lässt sich natürlich dadurch erklären, dass Deutschland im Vergleich zu Ländern in Afrika und Asien immer noch an der Spitze der Weltwirtschaft steht. Interessant ist jedoch, dass manche Kirchen in Afrika und Asien höhere Beiträge leisten als manche deutsche Mitgliedskirche. Mehrere internationale VEM-Veranstaltungen wurden von Mitgliedskirchen in Afrika und Asien finanziert, wie z. B. die Vollversammlung der VEM in Parapat (2017), die von drei VEM-Mitgliedskirchen in Indonesien finanziert wur-

de. Kimara, eine Gemeinde der lutherischen Kirche in Tansania, finanzierte die Stipendien für zwei deutsche Studierende des internationalen Diakonie-Masterprogramms.

Die Mitarbeitenden der VEM kommen aus allen drei Regionen. Der erste Moderator, Pfarrer Dr. Soritua Nababan aus Indonesien, wurde 1996 gewählt. Der erste nicht-deutsche Generalsekretär war Pfarrer Dr. Fidon Mwombeki aus

Armen fangen mit dem Teilen an, aber nach und nach schafft die Gemeinschaft des Leibes Christi die Barrieren zwischen „wir“ und „die anderen“ ab.

Warum sind wir noch Uneins?

Pfarrer Peter Sandner, Missionsdirektor von 1974 bis 1990, formulierte als Ziel der Internationalisierung: Alle Formen

der Dominanz Deutschlands in der VEM sollten abgeschafft werden. Dennoch ist in Wirklichkeit die Dominanz der „Geber-Kirchen“ gegenüber der „Empfänger-Kirchen“ noch vorhanden und stellt eine Herausforderung dar. Keine Kirche hat das Recht, über

„Keine Kirche hat das Recht, über andere Kirchen durch die Macht des Geldes und der Strukturen zu bestimmen.“

Tansania. Der Vorstand (Management Team) besteht heute aus Mitarbeitenden aus Deutschland, Asien und Afrika. Gemeinsame Gottesdienste und das gemeinsame Abendmahl werden selbstverständlich gefeiert, obwohl die 39 Mitglieder (38 Kirchen und die von-Bodelschwinghschen Stiftungen) einen unterschiedlichen Konfessionsstand haben. In der VEM war dies nie eine Hürde, sich als ein Leib Christi zu verstehen (1. Kor 12,12-14). Ein Leib Christi zu sein und die Weggemeinschaft sind innerhalb der VEM deutlich erfahrbar. Nach der Flutkatastrophe im Sommer 2021 im Ahrtal spendeten große und kleine, reiche und arme Kirchen in Asien und Afrika Geld für die Opfer in Deutschland. Weggemeinschaft (Companionship) ist wie ein Essen, das geteilt wird. Nicht die

andere Kirchen durch die Macht des Geldes und der Strukturen zu bestimmen. Die Notwendigkeit, die VEM umzustrukturieren, wurde auch durch die Kritik am Kolonialismus und an der Mentalität in der Kolonialzeit angetrieben, die laut Dr. Soritua Nababan, dem ersten indonesischen Moderator der VEM, immer noch auf einer Dichotomie zwischen den alten und den jungen Kirchen beruhte.

Das Partnerschaftspapier des Vorstands der VEM betont, dass bei den Partnerschaftsbeziehungen und in der gegenseitigen Kommunikation die Augenhöhe zwischen den Kirchen in Deutschland und Afrika oder Asien noch nicht gegeben ist. Viele Partnerschaftsgruppen in Deutschland

bemitleiden ihre Partner*innen in Asien/Afrika und viele Partner*innen im Globalen Süden nehmen noch oft die Haltung der Bittsteller*innen ein, obwohl sie eigentlich zu einer großen Kirche mit vielen Ressourcen gehören. Es ist noch eine Partnerschaft oder ökumenische Beziehung zwischen „Gebenden“ und „Empfangenden“, und noch nicht eine von gleichberechtigten Kindern Gottes.

Viele Erfahrungen in Partnerschaftsbeziehungen belegen, dass Partnerschaften zu oft auf Stereotypen von „wir“ und „die anderen“ basieren, und damit auf Rassismus. Das „wir“ und „die anderen“ wird auch in Zuschreibungen deutlich: Europa ist rational, Afrika ist emotional/spirituell, „wir“ sind demokratisch, „die anderen“ sind korrupt und autoritär. Nachdem ich selbst seit Jahren in Deutschland lebe, kann ich berichten, dass es hier auch korrupte, faule und unpünktliche Menschen gibt, wie in Asien und Afrika auch. Vielen Kirchen aus Asien und Afrika fällt auf: Während ihre Bischöf*innen häufig bei den ökumenischen Treffen oder Vollversammlungen von Anfang bis Ende dabei sind, werden sie vielleicht kein einziges Mal während ihrer Amtszeit den*die Präses oder Bischöf*in der deutschen Partnerkirche getroffen haben.

Ob wir es anerkennen oder nicht, rassistische Vorurteile sind immer noch tief in den Köpfen der Kirchen im Norden verankert. Ein einfaches Beispiel ist, wie viele People of Colour (PoC) wir an verschiedenen Orten im Alltag in Deutschland treffen. Allerdings ist diese Vielfalt in den evangelischen Kirchen in Deutschland kaum zu finden, außer wenn ein- oder zweimal im Jahr ökumenische und

„Kulturelle Unterschiede in der deutschen Gesellschaft, insbesondere im Verständnis von Freiheit, Humanismus und Säkularismus, kollidieren oft mit den Vorstellungen der Kirchengemeinschaften im Globalen Süden“

interkulturelle Gottesdienste stattfinden. Die Präsenz von PoC in örtlichen Gemeinden, sei es als Kirchenvorstand, Presbyter*innen, Kindergottesdienstmitarbeitende oder Jugendgruppenleitung ist noch sehr gering, geschweige denn in der Leitung der Landeskirchen oder als Vorstands-

mitglieder in verschiedenen christlichen Einrichtungen. Aus den Erzählungen von Süd-Nord-Mitarbeitenden, die in verschiedenen Gemeinden in Deutschland tätig sind, wird deutlich, wie schwierig es für sie ist, als vollwertiger Teil der Glaubensgemeinschaft akzeptiert zu werden. Sie alle erleben rassistische Diskriminierung in Deutschland, sowohl bewusst als auch unbewusst verursacht, leider auch innerhalb der Kirche.

Kulturelle Unterschiede in der deutschen Gesellschaft, insbesondere im Verständnis von Freiheit, Humanismus und Säkularismus, kollidieren oft mit den Vorstellungen der Kirchengemeinschaften im Globalen Süden. Es gibt mehrere heikle Themen, die der Verwirklichung der Einheit immer noch im Wege stehen, wie etwa das Thema LGBTQ+. Innerhalb der VEM gibt es immer noch Herausforderungen in Bezug auf Gendergerechtigkeit, da es beispielsweise immer noch Kirchen gibt, die aus verschiedenen theologischen, ekklesiologischen und soziologischen Gründen nicht bereit sind, Frauen zu ordinieren.

Kulturelle Segregation, theologische und ekklesiologische Ansichten, Kolonialismus- und Missionsgeschichte sowie wirtschaftliche Ungerechtigkeit scheinen zum Bau von Trennmauern zwischen Kirchen in der nördlichen und südlichen Hemisphäre beigetragen zu haben.

Gibt es einen Ausweg?

Die entscheidende Frage für den Internationalisierungsprozess lautet: Wer formuliert die Themen und wer gestaltet die Programme? Wer ist das Subjekt und wer das Objekt?

Wir sehen oft, dass die Konzepte der Internationalisierung und der Interkulturalität westliche Konzepte sind, die in den Süd-Kirchen Verwirrung stiften, weil sie im Gegensatz zu ihrer Realität stehen.

Um einen Ausweg aus dieser asymmetrischen ökumenischen Beziehung zu finden, bietet die

VEM die Idee des Globalen Lernens in ökumenischer Perspektive (GLEP) an, das die Entwicklung der internationalen Identität der VEM vorantreiben soll. GLEP ist eine Praxis der partizipativen Globalität in der gesamten Arbeit der VEM, auch in Lern- und Bildungsprogrammen. GLEP ist

das Prinzip des gemeinsamen Lernens, nicht des Lernens voneinander, um die Dominanz der Macht des Lehrenden gegenüber dem Lernenden zu vermeiden, insbesondere der weißen westlichen Gemeinschaft.

GLEP öffnet Räume, um heikle Themen wie die gleichgeschlechtliche Ehe oder rassistische Stereotype in globalen Partnerschaftsbeziehungen zu diskutieren. Die VEM führte 2019 in Indonesien ein Leadership Training zum Thema Gendergerechtigkeit durch. Alle Teilnehmenden waren Leiter*innen von VEM-Mitgliedskirchen. Eines der diskutierten Themen war die Realität von LGBTQ+-Menschen, was natürlich eine hitzige Debatte auslöste. Vielleicht war dies das erste Mal in einem VEM-Setting, wo Kirchenleitende aus verschiedenen Kulturkreisen mit unterschiedlichen Meinungen und Erfahrungen zu diesem Thema offen diskutieren konnten. Das Leadership Training 2018 lud Kirchenleitende ein, sich mit dem Problem des Rassismus zu befassen, indem sie von den Erfahrungen während der Apartheid-Zeit in Südafrika lernten. Safe Spaces sind eine Möglichkeit für gemeinsames Lernen und für das Verstehen von kontroversen Themen, die eine Herausforderung für die Einheit in der Gemeinschaft von Kirchen darstellen.

Die VEM hat außerdem einen Verhaltenskodex, theologische Stellungnahmen und Monitoring-Instrumente zusammengestellt, die international gemeinsam vorbereitet, diskutiert und entschieden wurden. Diese Dokumente versuchen, kontroverse und herausfordernde gesellschaftspolitische

„In den vergangenen 26 Jahren wurde versucht, jede Verschiedenheit im Leib Christi durch gleichberechtigte Kommunikation und gegenseitiges Vertrauen zu überbrücken.“

Fragen durch theologische und ökumenische Ansätze zu beantworten.

Während der Pandemie hat GLEP den digitalen Raum als gemeinsamen Lernort eröffnet, insbesondere bei der Diskussion globaler Themen wie Deliverance Ministries und die Diskriminierung religiöser Minderheiten. Bei den Online-Global Lectures im Jahr 2021 wurden interdisziplinäre Redner*innen aus drei Regionen und verschiedenen Religionen eingeladen, um den Kontext religiöser Diskriminierung und Lösungen für den Frieden zu diskutieren. Der digitale Raum ist für VEM-Mitgliedskirchen zu einer Notwendigkeit geworden, insbesondere für die jüngere Generation.

Einheit ist mehr als Harmonie

Einheit sollte für die VEM nicht als falsche Harmonie verstanden werden, indem strittige Themen ausgeblendet werden. In den vergangenen 26 Jahren wurde versucht, jede Verschiedenheit im Leib Christi durch gleichberechtigte Kommunikation und gegenseitiges Vertrauen zu überbrücken. Das GLEP-Konzept ist so konzipiert, dass der Prozess des gemeinsamen Lernens, der Akzeptanz von Unterschieden und der Umwandlung von Konflikten in Gleichberechtigung jetzt und in Zukunft realisiert werden kann. VEM-Generalsekretär Pfarrer Volker Martin Dally hält dazu fest: „Die Entscheidung vor 26 Jahren, alles gemeinsam zu teilen und gleichberechtigt zu verantworten, hat auf allen Seiten zu einem neuen Selbstverständnis von gelebter Gemeinschaft geführt“.

Pfarrer Dr. Andar Parlindungan aus Indonesien ist Leiter der Abteilung für Training und Empowerment bei der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal.



beraten **Gemeinsam** statt Streitkultur

Die Delegierten der Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) werden während der 11. Vollversammlung über die Geschäfte und Erklärungen des Rates beraten und abstimmen. Das geschieht im Konsensverfahren, das keine Entscheidungen nach Mehrheiten vorsieht. Wie kommen die Delegierten dann zu einer Entscheidung? Anne Heitmann beschreibt Erfahrungen mit diesem Verfahren während ihrer Mitarbeit in Gremien des ÖRK und seine Bedeutung für die ökumenische Gemeinschaft.

Ein Meer oranger Karten leuchtet über den Köpfen der Delegierten im Plenarsaal, dazwischen der eine oder andere blaue Farbtupfer. Was die Delegierten bei den Geschäftssitzungen auf der bevorstehenden Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) in Karlsruhe hochhalten werden, sind keine Stimmkarten, sondern die sogenannten Tendenzkarten. Die orange Karte bedeutet: „Ich werde warm mit dem Vorschlag, so kann es weitergehen.“ Wer die blaue Karte hebt, sagt damit: „Ich stehe dem Beschlussvorschlag noch kalt gegenüber. Ich möchte einen wichtigen Einwand vorbringen.“

Häufige Stimmungstests an Stelle von finalen Ja-Nein-Abstimmungen sind Teil des sogenannten Konsensverfahren. Für viele ist es schwer vorstellbar, ökumenische Zusammenarbeit anders zu denken. Anderen erscheint das Verfahren fremd, langwierig und manchmal auch ein bisschen langweilig, vor allen Dingen, wenn man eine protestantisch-streitlustige Debattenkultur gewohnt ist.

Ein Blick in die Geschichte

Bei der Gründung 1948 war es naheliegend, dass der ÖRK Verfahren der Entscheidungsfindung übernahm, die in Europa und Nordamerika in Parlamenten und kirchlichen Gremien üblich waren. Schließlich kam die Mehrheit der Mitgliedskirchen von dort. In den folgenden Jahrzehnten wurde die Mitgliedschaft des Rates vielfältiger, neue orthodoxe Kirchen und viele Kirchen aus Afrika und Asien kamen hinzu. Teilweise waren ihnen diese Verfahren insbesondere im kirchlichen Kontext aber auch in ihren Kulturen völlig fremd.

Außerdem hatten insbesondere die orthodoxen Kirchen Schwierigkeiten damit, dass sie durch den Beitritt von einer Vielzahl unterschiedlichster protestantischer Kirchen in Leitungsgremien einfach überstimmt werden konnten. Sie hatten Zweifel, dass sie in einem von Mehrheitsentscheidungen geprägten ÖRK adäquat mitarbeiten könnten. So wurde schließlich bei der Vollversammlung 1998 die „Sonderkommission zur Orthodoxen Mitarbeit im ÖRK“ eingesetzt. Die Kommission, deren Mitglieder zu gleichen Teilen aus den protestantischen Kirchenfamilien und den orthodoxen Kirchen kamen, stellte sich unter anderem folgende Fragen:

Kann es in einer ökumenischen Debatte Gewinner*innen und Verlierer*innen geben, die eine Abstimmung unweigerlich produziert?

Von

Anne Heitmann

Wie kann es gelingen, dass im ökumenischen Gespräch zahlenmäßige Minderheiten zu Wort kommen und ihre Stimmen auch in der Entscheidungsfindung berücksichtigt werden?

Wie kann der ÖRK seine Vielfalt auf dem Weg zur Einheit nutzen, also den „bestmöglichen Nutzen aus den Gaben, der Geschichte, den Erfahrungen, dem Engagement und der geistlichen Tradition aller Mitgliedskirchen ziehen“? (Abschlussbericht der Sonderkommission zur Orthodoxen Mitarbeit im ÖRK, S. 108)

Vor diesem Hintergrund setzt das Konsensverfahren auf Konziliarität, Integration der vielfältigen Stimmen und Entscheidungsfindung ohne förmliche Abstimmung. „Statt danach zu trachten, in der Debatte den Sieg davon zu tragen, werden die Teilnehmenden ermutigt, sich aufeinander einzulassen und zu versuchen, ‚zu verstehen, was der Wille des Herrn ist‘ (Eph 5,17).“ (ÖRK-Richtlinien für die Durchführung von Sitzungen, S. 2). Inspiriert ist es nicht nur durch Verfahren, die einige orthodoxe Kirchen anwenden, sondern u. a. auch die Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker) oder die Uniting Church in Australia.

Was heißt das konkret?

Zunächst: Das Konsensverfahren ist kein Einstimmigkeitsprinzip und bedeutet kein Vetorecht für einzelne Kirchen oder Konfessionsfamilien. Ziel ist es vielmehr einen gemeinsamen Weg zu gehen, auf dem breite Beteiligung möglich ist.

Alle Beschlussvorschläge und Dokumente werden zunächst in Anhörungssitzungen vorgestellt. Hier sollen die Perspektiven von möglichst vielen Kirchen, Konfessionen, Kontexten oder auch der unterschiedlichen Generationen gehört werden. Es geht darum zu verstehen, warum andere anders

„Häufige Stimmungstests an Stelle von finalen Ja-Nein-Abstimmungen sind Teil des sogenannten Konsensverfahren.“

denken. Eine entscheidende Rolle kommt dabei den Moderator*innen zu, die dafür sorgen müssen, dass alle relevanten Meinungen vorgebracht werden können und niemand die Aussprache dominiert. Und sie fragen nach: „Wie geht es Ihnen mit diesem Vorschlag?“ Dann ist es Zeit, die orange oder die blaue Karte zu heben. Auch die vielleicht noch unfertige Meinung derer, die sich nicht aktiv zu Wort gemeldet haben, zählt.

In der beschlussfassenden Sitzung muss am Ende keine Einstimmigkeit erzielt werden. Wenn sich ein Konsens abzeichnet, werden diejenigen, die noch die blaue Karte heben, angehört und gefragt, ob sie den sich abzeichnenden Konsens akzeptieren können, auch wenn sie dem vorgelegten Beschluss selbst nicht zustimmen. Die abweichende Meinung kann dokumentiert werden.

Immer wieder gibt es auf dem Weg Pausen. Es kommt vor, dass eine Aussprache unterbrochen wird durch eine Murrephase an den Tischen oder ein Gebet. Es geht gleichsam um „Raum für das Wirken des Geistes“ und um Rückbesinnung auf das gemeinsame Ziel von Einheit und Gemeinschaft. Schließlich können die Moderator*innen auch eine kleine Gruppe von Delegierten, die unterschiedliche Meinungen repräsentieren, aus dem Raum schicken und beauftragen, einen gemeinsamen Vorschlag auszuarbeiten.

Ein Verfahren mit Chancen und Herausforderungen

Das Gelingen eines solchen Verfahrens steht und fällt mit denjenigen, die es umzusetzen. Moderator*innen und Delegierte müssen sich auf das Verfahren einlassen. Das wurde für mich z. B. spürbar, als die Moderatorin plötzlich die Menschen hinter den Mikrofonen nicht mehr der Reihenfolge nach aufrief, sondern sagte: „Wir haben jetzt viele Stimmen nach aufrief, sondern sagte: „Wir haben jetzt viele Stimmen von älteren Menschen gehört, was sagen denn junge Delegierte zu diesem Thema? Und wir haben viele Stimmen aus Asien gehört, was sagen die aus anderen Regionen?“ Eine polarisierte Schlussdiskussion um eine Stellungnahme zur Situation in Israel und Palästina konnte im Zentralausschuss zum Ende geführt werden, nachdem eine kleine Kommission von drei Delegierten aus Palästina, Deutschland und England beauftragt worden war, eine konsensfähige Formulierung zu erarbeiten.

Konsensentscheidungen sind schließlich wichtig, um den Beschlüssen in den ÖRK-Mitgliedskirchen Gehör zu verschaffen. Die Entscheidungen haben für die Mitgliedskirchen keine bindende Wirkung. Eine Chance, dass sie dort aufgenommen werden, besteht letztlich nur, wenn die Delegierten den Beschluss mit Überzeugung in ihren Kirchen vermitteln.

Aber: Dieses Verfahren braucht Zeit. Zeit zueinander zu kommen. Zeit für die Bibelarbeit und den Sonntagsgottesdienst zwischen Anhörungssitzungen und beschlussfassender Sitzung. Es braucht die Geduld aller Beteiligten. Die bringen wir in unseren eng getakteten Kalendern und mit den gekürzten Tagungszeiten nicht immer mit. Verschärft wurde dies in den letzten

zwei Jahren dadurch, dass Zentralausschusssitzungen online abgehalten werden mussten. Am Bildschirm funktioniert die Stimmungsabfrage kaum, die Zeitverschiebung und die ungleiche Qualität des Internetanschlusses erschweren gleichberechtigte Partizipation. Das Verfahren kann leichter blockiert oder gar missbraucht werden.

„Das Konsensverfahren ist kein Einstimmigkeitsprinzip und bedeutet kein Vetorecht für einzelne Kirchen oder Konfessionsfamilien. Ziel ist es vielmehr einen gemeinsamen Weg zu gehen, auf dem breite Beteiligung möglich ist.“



Kirchenrätin Anne Heitmann ist Leiterin der Abteilung für Mission und Ökumene der Evangelischen Landeskirche in Baden und Mitglied des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates der Kirchen.

Eine zweite Schwierigkeit des Verfahrens besteht in der Kommunikation nach außen: Ein Konsens, der auf einem partizipativen und auch geistlichen Weg gefunden wurde, wird nicht automatisch von denen verstanden, die diesen Weg nicht mitgegangen sind. Das gilt in besonderem Maße für besonders sensible und polarisierte Themen. Vermutlich wird es auch bei der kommenden Vollversammlung schwierig sein, die Bedeutung eines erzielten Konsenses in einer Öffentlichkeit zu erklären, in der die Medien vor allem an griffigen, leicht zu vermittelnden und kontroversen Beschlüssen interessiert sind.

Schließlich wird immer wieder die Frage gestellt, ob das Konsensverfahren nicht prophetische Entscheidungen verhindere. Vermutlich werden sie die Ausnahme bleiben, aber wenn sie zustande kommen, werden sie mehr Wirkung haben als ein in einer Kampfabstimmung mit knapper Mehrheit verabschiedeter Beschluss, den die Unterlegenen nicht mittragen.

Das Konsensverfahren, wie es zurzeit im ÖRK praktiziert wird, ist nicht einfach der ideale Weg der ökumenischen Entscheidungsfindung, aber es ist ein wertvoller, ja unverzichtbarer Baustein ökumenischer Zusammenarbeit. Es hat immer wieder dazu beigetragen, dass gerade in Kommissionen, in denen Vertrauen gewachsen war, auch der Mut wuchs, „sich in Liebe die Wahrheit zu sagen,“ und dass ein tiefer Respekt vor der Spiritualität des anderen entstand. (Abschlussbericht der Sonderkommission zur Orthodoxen Mitarbeit im ÖRK, S. 80)

Das Verfahren ist ein Baustein in der Vision von einem ökumenischen Rat,

„wo die Kirchen ihr Weltbild, ihr soziales Engagement, ihre liturgischen und lehrmäßigen Traditionen hinterfragen und weiter entwickeln können, wo sie einander begegnen und ihr Miteinander vertiefen können;

wo Kirchen die Möglichkeit haben, Netzwerke der Anwaltschaft und der diakonischen Dienste aufzubauen und miteinander materielle Ressourcen zu teilen;

wo Kirchen im Dialog daran arbeiten können, die Schranken niederzureißen, die ihnen den Weg zur gegenseitigen Anerkennung als Kirchen versperren ...“ (Abschlussbericht der Sonderkommission zur Orthodoxen Mitarbeit im ÖRK, S. 81)

In diesem Sinn können wir auch für unsere ökumenischen Gespräche vor Ort davon lernen, wie Menschen aus völlig unterschiedlichen Kontexten, Kulturen und Konfessionen versuchen, gemeinsame Wege zu finden und Zeugnis zu geben von der Liebe Christi die bewegt, versöhnt und eint.

Zum Nachlesen

Ökumenischer Rat der Kirchen: Richtlinien für die Durchführung von Sitzungen

<https://www.oikoumene.org/sites/default/files/Document/pb1g-manual.pdf>



Ökumenischer Rat der Kirchen: Abschlussbericht der Sonderkommission zur Orthodoxen Mitarbeit im ÖRK, in ÖRK: Programmbuch zur 9. Vollversammlung 2006, S. 78-120

Von
Gabriele De Bona

Gott liebt Vielfalt

Solange der Begriff Gender mit Geschlechtergerechtigkeit zwischen Mann und Frau gleichgesetzt wird, ist es relativ einfach, auch im internationalen Kirchen-Kontext Zustimmung zu finden. Erweitert man den Bedeutungsraum jedoch, wird es häufig emotional und ein gemeinsames Handeln unter Umständen sogar unmöglich. Gründe gibt es hierfür viele, einer davon ist die Art, die Bibel zu lesen, meint die Afrikanistin und Theologin Gabriele De Bona und erklärt diese Ansicht aus ihrer Arbeit für das Ev.-luth. Missionswerk in Niedersachsen.

Gender ist im deutschen Sprachraum ein emotional hoch besetzter Begriff. Einige fragen, was „Gender“ denn meine, während andere von Gender-Wahnsinn oder Gender-Gaga sprechen. Doch Gender-Themen tauchen täglich in den Medien auf. Auch wenn manche Personen oder Gruppen desinteressiert scheinen oder genderbasierte Problematiken verharmlosen (wie z. B. häusliche Gewalt), schlagen die Wellen bei diesem Thema schnell hoch und die Beteiligung an der Diskussion ist groß. Dabei zeigt sich meist eine starke Polarisierung. Dann kommt es entweder zu einem „Hurra, endlich!“ oder zu einer starken Abwehrhaltung, weil die Kritiker*innen des Begriffs die Kirche in ihrer biblischen Grundlage gefährdet sehen.

Warum ist das so? Die Frage ist wert, genauer betrachtet zu werden. Klar ist, dass Gender-Themen um existentielle Fragen kreisen, weil Grundbedürfnisse und vielleicht -ängste der Menschen angesprochen werden. Deshalb erhitzten sich die Gemüter nicht nur in Deutschland rasch, sondern weltweit.

Darin liegt vielleicht auch bereits ein Teil der Antwort auf die Frage.

In den Partnerkirchen mit denen das Ev.-luth. Missionswerk Niedersachsen (ELM) durch eine lange Geschichte

wieder eines der drei Kernthemen. Die Notwendigkeit des kirchlichen Engagements zu „Gendergerechtigkeit“ wird vor allem von den Kirchen des Globalen Südens betont. Es geht ihnen um die Problematik von häuslicher und

„Wird Gendergerechtigkeit als ein Eintreten für Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern ‚Mann‘ und ‚Frau‘ verstanden, lässt sich also von vielen positiven Veränderungen berichten.“

verbunden ist, wurde „Geschlechtergerechtigkeit“ auf der Partnerkirchenkonsultation in Addis Abeba 2015 gemeinsam als das zweitwichtigste Thema benannt. Das Bemühen um Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern wurde von allen als eine der Kernaufgaben für die internationale Gemeinschaft verstanden.

In der diesjährigen Partnerkirchenkonsultation 2022 in Hermannsburg, dem Sitz des ELM, war „Gender“ ebenfalls

sexualisierter Gewalt, die leider auch in Kirchgemeinden stattfindet. Kirchen müssen sich dazu positionieren, Hilfsangebote anbieten und Bildungs- und Aufklärungsarbeit leisten. Nicht nur in Deutschland, sondern auch im Globalen Süden wird Kirche unglaubwürdig und verliert gerade unter jungen Menschen an Stellenwert, wenn sie sich dieser Problematik nicht stellt. So findet z. B. in der Ev.-lutherischen Kirche in Südafrika eine Gesprächsgruppe zu genderbasierter Gewalt

statt, zu der sich gerade junge Menschen einfinden und darüber diskutieren und sich austauschen. Das führt auch zu einer kritischen Bibellese.

Da sich die Partnerkirchen des ELM so eindeutig für das Thema Gender ausgesprochen haben, ist es auch zu einem eigenen Themenreferat im Werk geworden. Seit 2017 wird noch stärker als vorher versucht, Gendergerechtigkeit in allen

„Klar ist, dass Gender-Themen um existentielle Fragen kreisen, weil Grundbedürfnisse und vielleicht -ängste der Menschen angesprochen werden.“

Länderbezügen als Querschnittsthema zu verankern. Das schlägt sich vor allem in der Projektarbeit nieder. Es werden aber auch eigene Projekte mit internationalen Partner*innen aus den Partnerkirchen durchgeführt, wie z. B. die erste Internationale Gender Sommerakademie, die 2019 in Hermannsburg und Hannover stattfand. Wichtig war hier, dass schon die Planung partizipativ und methodisch

durch themenzentrierte Interaktion gestützt war. Ein kleines internationales Vorbereitungsteam von Frauen aus fünf Ländern entwickelte gemeinsam in einem Planungsworkshop 2018 das Thema „Overcoming Boundaries – Grenzen überwinden (Joh 4)“ für die einwöchige Sommerakademie. Gemeinsam wurde auch entschieden, dass die Auftaktveranstaltung im Jahr 2019 zunächst für Frauen ausgeschrieben werden sollte. Betont wurde, dass in der Folge auch Männer einbezogen werden sollen, um Gendergerechtigkeit in den Kirchen und in der Gemeinschaft voranzubringen.

Die erste Gender Sommerakademie mit elf Frauen aus acht Partnerkirchen (Südafrika, Äthiopien, Malawi, Zentralafrikanische Republik, Indien, Brasilien, Peru und Russland) verband eine Süd-Süd- und Nord-Süd-Perspektive hinsichtlich der Fragestellung, welche Grenzen zwischen Ländern, Kulturen und Geschlechtern in den jeweiligen Kirchen und Gesellschaft bestehen, und um herauszufinden, wie sie die eigenen Grenzen weiten können. Interessant war für die Teilnehmerinnen zu sehen, welche Unterschiede und welche Gemeinsamkeiten festzustellen sind. Die Frauen waren sehr überrascht, dass bei Gendergerechtigkeit und Genderungerechtigkeit die unter ihnen vermuteten Grenzen verblassen und sie mehr Gemeinsamkeiten zwischen sich beobachten konnten als erwartet.

Dieses Projekt war der Beginn für ein intensives Austausch- und Vernetzungsprogramm in Hermannsburg, Hannover und in den Partnerkirchen zu gendersensiblen und postkolonialen Themen. Es soll mit einer zweiten Internationalen Gender-Sommerakademie im Juli 2023 ausgebaut werden. Die Vernetzungsarbeit durch die Sommerakademie hat auch Anstöße für Publikationen von Autor*innen aus den Partnerkirchen zu genderbezogenen Themen gegeben und es wurden Projekte in Brasilien und Südafrika zu genderbasierter Gewalt aufgelegt.

In der lutherischen Kirche in Äthiopien werden alle Projekte auf ihre Auswirkungen auf Gendergerechtigkeit überprüft. Es geht um die Beteiligung von Frauen in Vorständen und ihren Anteil an bezahlten Jobs oder in der Projektgestaltung. Auch Leitungspersonen sprechen vermehrt öffentlich aus, dass eine Entwicklung ihrer Kirche oder kirchlichen Einrichtung nicht ohne die Mitwirkung aller Geschlechter geht. So hob etwa Dr. Bruk Ayele, Leiter des Mekane Yesus Seminars

in Addis Abeba jüngst in einem Interview hervor: „Wenn von Bildungsgerechtigkeit gesprochen wird, muss von Gendergerechtigkeit gesprochen werden und Frauen müssen einen besseren Zugang zu Bildung bekommen“.

Der Kirchenpräsident der Mekane Yesus Kirche, Yonas Yigezu, unterstützt dieses Unterfangen und betont die Wichtigkeit von gleichberechtigtem Zugang zu einer elementaren Bildung für Mädchen wie auch für Frauen, die ein Promotionsstudium anstreben.

Hier unterstützt das ELM ein laufendes Projekt, wodurch zwei Frauen und zwei Männer unterstützt werden, um sie auf einen Promotionsstudiengang vorzubereiten. Es sollen gezielt auch mehr Frauen als Dozentinnen für die theologische Ausbildung oder als kirchliche Führungskräfte ausgebildet werden. Auch wenn es in der Mekane Yesus Kirche mittlerweile 100 Pastorinnen unter den insgesamt 5.000 Geistlichen gibt, möchte der Kirchenpräsident weiterhin gegen diese Unterrepräsentanz von Frauen eintreten.

Wird Gendergerechtigkeit als ein Eintreten für Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern „Mann“ und „Frau“ verstanden, lässt sich also von vielen positiven Veränderungen berichten. Im Globalen Süden lassen sich vielleicht sogar weniger Ermüdungserscheinungen bei dem Thema erkennen als bei uns in Deutschland. Auch theologisch lässt sich schnell eine gemeinsame Basis finden, zumindest wenn das biblische Zeugnis die gemeinsame Glaubensaussage ist und man sich weniger auf kirchliche Traditionen beruft. Der Galaterbrief (Gal 3, 28) mit der Verheißung, dass alle sozialen Kategorien hin zu einer Gemeinschaft in Christus aufgehoben werden und die Annahme von Gottes Ebenbildlichkeit (Gen 1, 27) bieten meist den biblischen Horizont, der die Denkräume für Gendergerechtigkeit öffnet und zum Handeln auffordert. Auch in der deutschen Kirchenlandschaft muss dafür immer noch die Fahne hochgehalten werden, um zu überzeugen, dass die Forderung nach Gendergerechtigkeit nicht obsolet geworden ist und tatsächlich im System immer noch Ungerechtigkeiten angelegt sind.

Wenn man allerdings Gendergerechtigkeit aus einer binären Vorstellungswelt herauslöst und auf die Suche nach Gerechtigkeit für die Vielfalt der Geschlechter geht, gestaltet sich der Dialog mit manchen Partnerkirchen schwierig, wenn er nicht sogar in der Gefahr steht, zum Erliegen zu kommen. Doch lohnt es sich, mit dem Ansatz der „mission from the margins“ („Mission von den Rändern aus“), Kontakt zu suchen zu marginalisierten Gruppen, wie es Menschen, die

jenseits der heterosexuellen Norm oder der Geschlechter von „Mann“ und „Frau“ leben, in den Kirchen häufig sind.

Die Bibel macht sehr deutlich, dass Jesus für Menschen da war, die gesellschaftlich am Rand standen, und sogar Kontakt zu ihnen gesucht hat. In der Nachfolge Jesu zu stehen ist das Mandat für die Kirche, die befreiende Botschaft des Evangeliums für marginalisierte Menschen oder für Minderheiten erfahrbar zu machen und Räume zu schaffen, wo sie sich in der Kirche beheimaten können.

Daher können wir in Kirche nicht wegsehen, wenn Menschen aufgrund ihres Geschlechts oder ihrer sexuellen Orientierung diskriminiert werden. Dreh- und Angelpunkt dieser Auseinandersetzungen, wenn es beispielsweise um Akzeptanz von Homosexualität oder Transgender geht, ist die biblische Hermeneutik, das heißt, die Art und Weise wie biblische Texte gelesen werden. Dort, wo die Bibel wortwörtlich gelesen und gedeutet wird, ist die Akzeptanz dieser Orientierungen im Globalen Süden wie im Globalen Norden meist gering. Daher sind eine diversitätssensible und kritische biblische Lesart und Auslegung der biblischen Texte von großer Bedeutung. Es muss zwischen biblischen Aussagen und wie sie in den Traditionen verstanden wurden, unterschieden werden. Der damalige und der heutige Kontext, in den die Texte hineinwirken, muss außerdem beachtet werden. Eine solche Hermeneutik sollte Teil der theologi-

„Gottes Schöpfung ist nicht monolithisch oder homogen angelegt, denn Gott liebt Vielfalt!“

schen Ausbildung sein und ist es an den meisten Universitäten auch. An der Fachhochschule für Interkulturelle Theologie in Hermannsburg wurden diese Dimensionen noch um postkoloniale Lesarten vertieft. Darüber können wir in den Kirchen und international ins Gespräch kommen und vorsichtige Schritte miteinander wagen.

Für diverse Menschen, die sich kirchlich gebunden fühlen, ist es ein Segen, wenn die Kirche sich hier öffnet. Gottes Schöpfung ist nicht monolithisch oder homogen angelegt, denn Gott liebt Vielfalt!



Gabriele De Bona ist Afrikanistin und Theologin. Sie arbeitet als Referentin für Gender International und Ökumenische Zusammenarbeit Äthiopien beim Ev.-luth. Missionswerk in Niedersachsen (ELM). Mit dem Ansatz „mission from the margins“ versucht sie, die Anliegen von sogenannten Randgruppen und Minderheiten in den Mittelpunkt ihrer Arbeit zu rücken und den Kräften entgegenzuwirken, die die von Gott gewollte Fülle des Lebens für alle Menschen verhindern wollen.

Interkulturelle Theologie gehört in die Ausbildung

Was sollten Menschen, die sich für die Kirche engagieren, wissen, können und wie sich verhalten, um den christlichen Glauben authentisch zu kommunizieren? Wie können sie sich wirkungsvoll in der Gesellschaft der Gegenwart einbringen, in der durch Globalisierung und Migration Menschen aus unterschiedlichen Regionen, Kontexten und verschiedenen Religionsgemeinschaften in unmittelbarer Nachbarschaft leben? Die Wahrnehmung und Bearbeitung dieser Pluralität ist eine Aufgabe für interkulturelle Theologie und sie spielt für eine ökumenische Ausbildung in Deutschland eine entscheidende Rolle.

In vielen Dokumenten und Studien wird die Antwort darauf, welche Ausbildung für die Kirchen erforderlich und angemessen ist, als eine der zentralen Zukunftsaufgaben für die ökumenische Bewegung bestimmt. Tatsächlich hat die Frage die moderne ökumenische Bewegung von Anfang an begleitet. In der Missionsbewegung im 19. und 20. Jahrhundert wurde intensiv diskutiert, was die angemessene Vorbereitung für die auszusendenden Missionar*innen war, und, was die zukünftigen Geistlichen und Kirchenleitenden wissen und können sollten, um das Entstehen lokaler Kirchen zu befördern. Im Internationalen Missionsrat, an dessen Gründung im Jahr 1921 hundert Jahre später ein internationaler Studienprozess erinnert, wurde 1956 der Theologische Ausbildungsfond gegründet, der diese Aufgabe beförderte. Es wäre schon früher geschehen, wenn der

Zweite Weltkrieg nicht zu einer Verzögerung geführt hätte. In mehreren Stufen begleitete dieser Prozess die ökumenische Bewegung, nachdem der Missionsrat 1961 in den Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) integriert worden war. Heute ist es das Programm Ökumenische Theologische Ausbildung (ETE) beim ÖRK. Es ist verantwortlich für die Veranstaltung des Global Ecumenical Theological Institute (GETI), das gleichzeitig mit der Vollversammlung in Karlsruhe unter dem Thema „Christ's love (re)moves borders“ stattfinden wird.

In der heutigen ökumenischen Bewegung verbindet sich dieser Strang mit der Frage nach der interkulturellen Dimension der Ausbildungsgänge in den verschiedenen Kontexten. Dafür spielt zum einen eine Rolle, wie die Ausbildung für und in unterschiedlichen Kontexten aussehen sollte.

Von

Michael Biehl

Die theologische Ausbildung an deutschen Universitäten wird als der mitteleuropäischen Situation angemessen betrachtet. Sie ist allerdings der Kritik ausgesetzt, dass sie sich nicht als kontextuelle Theologie begreift. Dazu müsste stärker reflektiert werden, inwieweit die Pluralisierung des christlichen Glaubens durch Migration und neue christliche Bewegungen und die Präsenz verschiedener Religionsgemeinschaften die theologische Ausbildung herausfordern. Eine weitere Herausforderung besteht darin, die unterschiedlichen kontextuellen Ansätze außerhalb Europas nicht als Formen von exotischen Theologien zu begreifen, sondern als Teil des ökumenisch-theologischen globalen Diskurs, in dem auch Theologien aus Deutschland ihren Platz finden müssen.

Die Evangelische Mission Weltweit (EMW) fördert ökumenisch-theologische Ausbildung in Gemeinschaft mit Kirchen und kirchlichen Zusammenschlüssen, insbesondere dem Ökumenischen Rat der Kirchen, in Ländern des Globalen Südens und punktuell in Europa. Sie sieht sich hier im Einklang mit Entwicklungen in mittlerweile fast allen Landeskirchen der EKD und den Freikirchen sowie den diakonischen Werken, Prozesse interkultureller Öffnung für mehr Diversität und Inklusion umzusetzen. 2018 zeigte eine Konsultation der Kammer für Ökumene der EKD an der Fachhochschule für Interkulturelle Theologie (FIT) die



Dr. Michael Biehl ist Theologischer Referent in der EMW-Geschäftsstelle in Hamburg.

„Eine Beobachtung war allerdings, dass in der evangelischen Theologie eine kulturell und sozial relativ homogene Studierendenschaft auf eine plurale und diverse Gesellschaft vorbereitet wird. Diese Diversität und Pluralität bilden sich aber unter den Studierenden, den Lehrenden und den zukünftigen Pfarrer*innen wenig ab.“

Bedeutung ökumenisch-theologischer Ausbildung für solche Prozesse auf. Das auf der Konsultation aufbauende Papier der Kammer von 2021 betont unter anderem die Notwendigkeit für ökumenische Bildung, für ökumenisch-theologische Kompetenz und die Bedeutung von lebensbezogenen Lern- und Studienorten in der Ökumene. Gleichzeitig mit diesem Papier wurden in einer sich verschärfenden Finanzlage Kürzungen auch im Bereich der Ökumene vorgeschlagen, z. B. für den Beitrag der EKD für die Missionsakademie. Die drei Trägerkirchen der FIT fällten aus finanziellen Gründen den Beschluss deren Betrieb ab 2025 zu beenden.

In dieser Situation hat die Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers in Abstimmung mit den FIT-Trägerkirchen und in Absprache mit dem ELM die EMW als Dach- und Fachorganisation von Missionswerken und Kirchen gebeten, einen Runden Tisch zu „Interkultureller Theologie in der theologischen und diakonischen Ausbildung“ zu organisieren. Mandat des Runden Tisches ist ein konzertiertes Nachdenken über die Stärkung einer interkulturellen theologischen Ausbildung in Kirche und Diakonie, dabei mögliche Synergien zu identifizieren und gegebenenfalls Kooperationen für die Zukunft anzuregen. Eine stärkere ökumenische Zusammenarbeit in der Ausbildung soll als eine Möglichkeit dafür geprüft werden.

Am „Runden Tisch“ haben Vertreter*innen verschiedener Ausbildungsgänge und -phasen teilgenommen: Vertreter*innen von Studiengängen an Universitäten und freikirchlichen theologischen Hochschulen, Lehrende in der Theologie, in der Religionslehrer*innenausbildung und in der Diakonie, Professor*innen der Disziplin Interkulturelle Theologie und Vertreter der zweiten kirchlichen Ausbildungsphase.

Die Beteiligten haben sich in vier Sitzungen mit dem Theologiestudium, der zweiten Ausbildungsphase und postgraduierten Studienmöglichkeiten beschäftigt. Ein Mapping belegte, dass Interkulturelle Theologie durchaus als im Studium verankert betrachtet werden kann. Eine Beobachtung war allerdings, dass in der evangelischen Theologie eine kulturell und sozial relativ homogene Studierenden-

„Die Herausforderungen sind also nicht nur, die Dimensionen interkultureller Theologie und Ökumene in der Ausbildung zu stärken, sondern dass die theologische Ausbildung und die Kirchen diverser, pluraler und ökumenischer werden müssen.“

schaft auf eine plurale und diverse Gesellschaft vorbereitet wird. Diese Diversität und Pluralität bilden sich aber unter den Studierenden, den Lehrenden und den zukünftigen Pfarrer*innen wenig ab. Das sieht bei den Studierenden an der FIT anders aus und es sieht auch bei einigen Freikirchen tendenziell und in der Religionslehrer*innenausbildung deutlich anders aus. Die Herausforderungen sind also nicht nur, die Dimensionen interkultureller Theologie und Ökumene in der Ausbildung zu stärken, sondern dass die theologische Ausbildung und die Kirchen diverser, pluraler und ökumenischer werden müssen. Eine Möglichkeit für die Ausbildung, die der Runde Tisch identifiziert hat, ist die Verbindung zu außeruniversitären Lernorten wie z. B. der Missionsakademie und zu Angeboten von Missionswerken zu stärken. Eine weitere Anregung ist, die bestehenden Berufsbilder – Pfarrer*in, Diakon*in, Religionslehrer*in – zu weiten und weitere Berufsbilder anzudenken. Beides könnte dazu beitragen, dass kirchliches Personal und Handeln diverser und interkultureller werden.

Der Runde Tisch hat im August 2022 zu diesen und weiteren Fragen Empfehlungen und Forderungen an unterschiedliche Akteure wie theologische Ausbildungseinrichtungen, Kirchen, kirchliche Bildungseinrichtungen und Missionswerke erarbeitet, um Synergien zu identifizieren und die Dimensionen Interkulturelle Theologie und Ökumene in der Ausbildung zu stärken. Diese lagen zum Redaktionsschluss des Themenhefts noch nicht vor, sollen jedoch nach Abschluss der Arbeit des Runden Tisches weit gestreut und bekannt gemacht werden.

Die Stärkung der interkulturellen und ökumenischen Dimension in der Theologie ist und bleibt ein Schwerpunkt der EMW, den sie durch Förderung ökumenisch-theologischer Ausbildung weltweit und durch ihre Beteiligung als missionstheologischer Thinktank an der globalen Diskussion umsetzt.

Fürchtet euch nicht!

angesichts der militärischen Invasion in der Ukraine

Von
Fernando Enns

Gerade im Angesicht des Krieges sei es besonders, wichtig sich an Jesus Christus, „dem Auferstandenen“ zu orientieren, meint Theologe Fernando Enns. Er erläutert vier aufeinander aufbauende Handlungsweisen, die dies seiner Meinung nach ermöglichen können.

„Da sprach Jesus zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Geht hin und verkündigt es meinen Brüdern [und Schwestern], dass sie nach Galiläa gehen: Dort werden sie mich sehen.“ (Mt 28,10)

Jesu Worte, die der Auferstandene der „Maria von Magdala und der anderen Maria“ zuerst sagt, höre ich am Ostermorgen 2022 angesichts der Nachrichten über das furchtbare und sinnlose Töten und Zerstören in der Ukraine. Dieser Angriffskrieg ist nicht zu rechtfertigen und die ihn zu verantworten haben, werden Rechenschaft dafür ablegen müssen. Aber was können wir tun – bisher „nur“ indirekt Betroffene, aber doch Geschwister in der weltweiten Ökumene – für die Menschen in der Ukraine und in Russland?

ORIENTIERUNG suchen: Das „höchste Gebot“ – erweitert!

Wann immer in Notlagen die Frage „Was sollen wir tun?“ auftaucht, kommt das höchste Gebot in den Sinn. Jesu Antwort ist die Gottes- und Nächstenliebe, die hebräische Bibel zitierend (Mk 12,30f.). Und in der Bergpredigt konkretisiert er dies u. a. durch das Tötungsverbot und erweitert es durch das Gebot der Feindesliebe,

„Die Weisungen des Auferstandenen erlauben kein passives Zurücklehnen oder Heraushalten.“

„... und bittet für die, die euch verfolgen“ (Mt 5,44). Sollten wir nun anderen Plausibilitäten den Vorrang geben, etwa den Frieden sichern wollen, indem wir uns auf wirtschaftliche Abhängigkeiten verlassen? Sollte „der Gekreuzigte“ etwa gemeint haben, dass seine Gebote ausschließlich für friedliche Zeiten Geltung haben? Nein, diese Gebote müssen sich gerade in Zeiten der Bedrohung, der Desorientierung und Propaganda, der Furcht und der Verzweiflung bewähren. Aber ihre Glaubwürdigkeit hängt von denen ab, die dieses Evangelium glauben – und danach handeln. „Fürchtet Euch nicht!“ ist die ganz realitätsnahe Ermutigung.

VERANTWORTUNG übernehmen: für die Nächsten – und die Feinde!

Die Weisungen des Auferstandenen erlauben kein passives Zurücklehnen oder Heraushalten. Seine Gebote sind Ermächtigungen. „Geht hin und verkündet es meinen Brüdern [und Schwestern]“. Jesus ruft in die Verantwortung für jede und jeden Nächsten. Die Kirche hat den klaren Auftrag, „die unter dem Rad zu verbinden“, erklärte Dietrich Bonhoeffer 1933, angesichts des Inkrafttretens des Arierparagraphen. Das nimmt so vielfältige Formen an, wie wir sie jetzt sehen können: fliehende Menschen nicht nur bereitwillig

aufnehmen, sondern sie abholen; dringend benötigte Hilfsgüter selbstlos zur Verfügung stellen und hinbringen; medizinische Versorgung bereitstellen;

traumatisierten Menschen erste seelsorgerliche Hilfe bieten; und auch Gebete und Mahnwachen gehören dazu.

Wenn eine Regierung ihren ureigensten Pflichten nicht mehr nachkommt, dann können diese Gebote laut Bonhoeffer aber auch bedeuten, „dem Rad in die Speichen zu fallen“. Wie lässt sich ein Krieg, diese sich scheinbar verselbstständigende militärische Tötungsmaschinerie, aufhalten, damit nicht noch mehr „unter ihre Räder“ kommen? Juristische Mittel gegenüber nationalstaatlichem Handeln stehen durch das internationale Recht zur Verfügung (wenn sie denn für alle gleich gelten), wirtschaftliche Sanktionen sind geboten, (die allerdings erst dann wirklich greifen, wenn wir selbst bereit sind, dafür zu „zahlen“,) ziviler Ungehorsam kann unterstützt werden; Kriegsdienstverweigernden kann Asyl gewährt und desertierwilligen Soldat*innen Möglichkeiten des Ausstiegs aus dem Militär aufgezeigt werden; gewaltloser Widerstand und zivile Verteidigung gestärkt werden; auch eine ehrliche und selbstkritische Aufklärung der Genese eines Konfliktes sowie die Bereitstellung von belastbaren, unabhängigen Informationen kann hierzu gezählt werden.

Bei aller Suche nach konkreten Antworten dürfen jene Konkretisierungen der Bergpredigt nicht naiv beiseitegeschoben werden, die eine Verantwortung auch für das Leben der Feinde gebieten. Denn die Versuchung ist groß, in instinktive Verhaltensmuster und vordergründige „quick fixes“ zu verfallen, indem man nun selbst zur Gewalt greift. Etwas „vertretbarer“ scheint es, Waffen an diejenigen zu liefern, die sich selbst mit diesen schützen zu können meinen und noch „harmloser“ scheint es, ihnen Geld zu geben, damit sie sich Waffen kaufen können. Damit aber fallen wir dem Rad gerade nicht in die Speichen, sondern treiben es weiter an. Freilich, durch Waffenlieferungen können die „Opfer“ mit „am Rad drehen“. Aber letztlich geraten wir alle miteinan-

der so auf jene schiefe Bahn, aus der es dann bald keinen Ausstieg mehr gibt, Versöhnung in sehr weite Ferne rückt. Das Töten und Leiden nimmt weiter zu, und die Weisheit des Evangeliums gerät am Ende selbst unter die Räder.

Um es deutlich zu betonen: Das leitende Handlungsmotiv kann nicht die Sorge um die eigene Unschuld sein oder die moralische Überlegenheit. Denn dafür ist Christus gestorben, dass wir all unsere eigenen Rechtfertigungsversuche aufgeben und uns durch seine Vergebung der Schuld befreien lassen zur aktiven Verantwortungsübernahme. Aber wir missbrauchen diese zentrale „Feindesliebe Gottes“ uns gegenüber als „billige Gnade“, wenn wir meinen, selbst Herren über Tod und Leben werden zu dürfen.

PERSPEKTIVE wählen: „Nach Galiläa gehen“

Der „Auferstandene“ lässt über die Frauen ausrichten, dass die Jünger*innen „nach Galiläa gehen“ sollen, denn: „Dort werden sie mich sehen.“ Entscheidend ist offensichtlich die gewählte Perspektive, die Wahl des eigenen Ortes, von dem aus Frieden und Gerechtigkeit gesucht werden. Das politische Machtzentrum („Imperium“) sitzt in Rom, das religiöse in Jerusalem. Galiläa hingegen wird auch als „Gebiet der Heiden“ bezeichnet (vgl. Jes. 8,23). Galiläa liegt „am Rand“, ist seit jeher kulturell und religiös heterogen, entsprechend politisch unruhig. Unterschiede zwischen einer reichen Oberschicht in den Städten und einer verarmten Landbevölkerung führten zu einer starken Sehnsucht nach sozio-ökonomischen Veränderungen. Jesus „verortet“ sich nicht in den Machtzentren, sondern verheißt seine Gegenwart an den Rändern der Macht. Und er fordert seine Nachfolger*innen auf, ihn eben dort aufzusuchen. In den Kriegen unserer Tage bedeutet dies für die Kirche Jesu Christi, alles Nachdenken und Handeln

„Jesus ‚verortet‘ sich nicht in den Machtzentren, sondern verheißt seine Gegenwart an den Rändern der Macht.“

aus dieser Perspektive an den „Rändern“ zu unternehmen. Die Kirche muss nicht die klügere (Macht-) Politik ersinnen, soll sich nicht zuerst auf die kriegstreibenden Regierungen konzentrieren, wenn sie nach eigenen Handlungsoptionen sucht. Sie muss dort sein, wo das Leid spürbar ist, wo die Not real ist, wo Menschen sterben – und wo sie töten. Sie sollte kein Evangelium der nationalen Interessen verkünden, sich niemals den Machteliten als gefügige Partnerin anbieten. Dort wird sich Jesus nicht finden lassen. Aus der Perspektive der Armen und Verfolgten erst wird die Kirche deren Hybris entlarven, wird manche Eigenwahrnehmung als „die Guten“ gegenüber den vereinfachenden Stereotypisierungen gegenüber den „Anderen“ als konstruierte Feindbilder überführen. Die prophetische Aufgabe, „speaking truth to power“, auch gegenüber den eigenen politischen, ökonomischen und religiösen Zentren kann die Kirche Jesu Christi nur erfüllen, wenn sie sich selbst nicht von diesen vereinnahmen lässt oder die Haltung aufgibt, sie könne selbst Teil dieser Eliten sein.

Hat „der Auferstandene“ dies alles zuerst den Frauen gesagt, weil er hoffen konnte, dass sie es eher verstehen würden als die Männer?

ÖKUMENE leben: Rechenschaft voneinander fordern

Die Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates der Kirchen – zu der die russisch-orthodoxe Kirche ebenso gehört wie viele Christ*innen in der Ukraine, die Kirchen der EKD ebenso wie meine eigene mennonitische Kirche in Deutschland (AMG) – haben während der letzten Vollversammlung in Busan 2013 eine gemeinsame „Erklärung über den Weg des gerechten Friedens“ im Konsens angenommen. Darin bekennen wir gemeinsam:

„Trotz Verfolgung und Leid bleibt Jesus standhaft in seiner Demut und aktiven Gewaltlosigkeit, sogar bis in den Tod... Mit Jesu Auferstehung bekräftigt Gott, dass eine solch unerschütterliche Liebe, ein solcher Gehorsam, ein solches Vertrauen zum Leben führen. Durch die Gnade Gottes können auch wir den Weg des Kreuzes gehen, Jüngerinnen und Jünger sein und den Preis dafür bezahlen.“

Wenn eine Kirche (oder ihre Leitung) nun meint, sie könne Gewalt (hier gar gegen Glaubensgeschwister) aus politischen und nationalistischen Gründen rechtfertigen oder gutheißen, oder eine andere Kirche meint, sie könne gegen diesen „Feind“ Waffenlieferungen zum Schutz der einen gegen die anderen legitimieren, dann stellt sie damit diese Einheit der Kirchen vehement in Frage (wie etwa die Deutschen Christen zu Beginn des 2. Weltkrieges oder die „weißen Kirchen“ zur Zeit der Apartheid in Südafrika). Wir werden gegenseitig Rechenschaft voneinander einfordern müssen, wenn wir aus Jesu Gebet in Johannes 17 nicht eine „billige Einheit“ machen wollen.

Im Angesicht des Hasses und der mutwilligen Zerstörung von Menschenleben und Natur durch einen Krieg gibt es keine einfachen Antworten. Und leichtfertige Reaktionen verbieten sich. Gerade deshalb ist es so entscheidend, Orientierung bei „dem Auferstandenen“ zu suchen – und entsprechend zu handeln. Auch wenn dies jenen „weltfremd“ erscheint, die diese Welt nicht im Lichte der Christuswirklichkeit sehen können oder wollen.



Prof. Dr. Fernando Enns, Vrije Universiteit Amsterdam, und Fachbereich Evangelische Theologie an der Universität Hamburg. Er ist Mitglied des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates der Kirche und Co-Moderator der internationalen Steuerungsgruppe für das ökumenische Programm „Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens“. Enns ist ordiniertes Pastor und stellvertretender Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland.

Zum Weiterlesen

Erica Chenoweth / Maria Stephan, *Why Civil Resistance Works. The Strategic Logic of Nonviolent Conflict*, Cambridge University Press 2011

Dietrich Bonhoeffer, *Die Kirche vor der Judenfrage*, DBW 12

Ökumenischer Rat der Kirchen: *Erklärung über den Weg des gerechten Friedens*
www.oikoumene.org



Ein Regime der LÜGEN

Von
Antonio Ablon

Lügen über Lügen. Das ist es, worauf das Regime von Marcos Junior, dem Sohn des verstorbenen Diktators, aufgebaut ist. So die deutlichen Worte von Antonio Ablon, Bischof der Iglesia Filipina Independiente. Nachdem Marcos Junior und Sara Duterte, Tochter des Ex-Präsidenten Rodrigo Duterte, bei den Wahlen im Mai 2022 die zwei höchsten politischen Ämter im Land für sich gewonnen haben, blickt Antonio Ablon voll Sorge in seine philippinische Heimat. Er sieht die Kirchen in der Pflicht, an ihrer Jagd nach der Wahrheit festzuhalten und nicht den Lügen und Manipulationen zu erliegen.

„Marcos Junior hat die Wahlen mit erfundenen Geschichten und Lügen gewonnen.“

EN

worden; die Bangui Bucht Wind-Farm sei sein Projekt. Die Wahrheit ist: Es gab drei Präsidenten, die in vier Wahlen

einen höheren Anteil an Wähler*innenstimmen erzielten. Die 20-jährige Regierungszeit von Marcos Senior brachte Hunger, eine Zunahme der Armut und eine Inflation von 50 Prozent. Schweden, einer der globalen Vorreiter in der Entwicklung erneuerbarer Energien, ist bereits auf dem Weg 2050 die erste Nation zu werden, die ohne fossile Brennstoffe auskommt; und die berühmte Wind-Farm war nicht das Projekt von Marcos Junior. North Wind Power Development Corporation hat sie gebaut, basierend auf einer Studie über die Windverhältnisse, die 1996 vom Nationalen Labor für Erneuerbare Energien durchgeführt worden war.

Marcos Junior hat die Wahlen mit erfundenen Geschichten und Lügen gewonnen. Es ist naheliegend zu fragen, was noch kommen wird und mit welchen Lügen wir in Zukunft rechnen müssen.

Bekannte Vertraute des neuen Präsidenten

Ich möchte in diesem Zusammenhang hier beispielhaft drei seiner neu berufenen Kabinettsmitglieder nennen, und zwar die Vizepräsidentin Sara Duterte, den früheren Generalstaatsanwalt Jose Calida und den ehemaligen Senator Juan Ponce Enrile.

Vizepräsidentin Sara Duterte bildete mit Marcos ein Gespann im Wahlkampf und ist jetzt Leiterin des Erziehungsministeriums. Was haben wir davon zu erwarten? Wir können sagen, dass Duterte seine engste Vertrauensperson ist.

„Mehr denn je ist es nun Aufgabe der Kirche, ihrer Berufung und ihrem Zeugnis vom Evangelium Jesu, dem Weg, der Wahrheit und dem Leben treu zu bleiben.“

Mit der Fortführung und offiziellen Festschreibung dessen, was während der Wahlkampagne gestartet wurde, ist zu rechnen: einer Revision und Verdrehung der Geschichte. Während meiner Grundschulzeit und in der weiterführenden Schule hatten wir die Fächer Sozialkunde und Geschichte. Die dunklen Jahre des Kriegsrechts und der Diktatur bis zum Sturz des Diktators im Februar 1986 durch einen

Während der Zeit des Kriegsrechts unter der Diktatur seines Vaters hat es mehrere Verurteilungen im Land und auf internationaler Ebene gegeben. Es wurden sogar Gesetze erlassen wie das Entschädigungsgesetz zur Kompensation zehntausender Menschenrechtsverletzungen. Auch gab es richterliche Anordnungen zur Konfiszierung des zu Unrecht erworbenen Reichtums. Und dennoch behauptete Marcos Junior während seiner Wahlkampagne mehrfach, dass es keine Menschenrechtsverletzungen gegeben hätte und dass der Reichtum seiner Familie rechtmäßig erworben sei. Ferdinand Marcos Junior verbreitete mit seinem Propagandateam und unzähligen Trollen in den sozialen Medien, die Zeit des Kriegsrechts unter seinem Vater sei eine ökonomisch goldene Ära für die Philippinen gewesen, obwohl in Wahrheit die gesamte Welt weiß, dass es eine der dunkelsten Perioden in der Geschichte des Landes war.

Als Lügner begann er auch seinen ersten Tag im Amt mit seiner Antrittsrede, nachdem er auf die neue Aufgabe vereidigt worden war. Er behauptete, er habe durch die Wahl den stärksten Auftrag in der Geschichte der Philippinen erhalten; sein Vater, der Diktator, wäre der einzige Präsident gewesen, der Ernährungssicherheit gewährleisten konnte; es wären noch keine Technologien für Fossil-Brennstoff-freie Volkswirtschaften erfunden

Volksaufstand waren damals wichtige Inhalte des Unterrichts. 2012 startete das „K-12“-Programm, eine umfassende Reform des Schulsystems.

Es war darauf ausgerichtet, die internationalen Standards weiterführender Bildung zu erreichen und dem Kindergarten eine höhere Bedeutung zu geben. 2014 wurde der ursprüngliche K-12-Plan für Sozialkunde überarbeitet. Diese Änderungen hat das Erziehungsministerium im Erlass 20 bestätigt. Der neue Erlass entfernte erfolgreich philippinische Geschichte aus dem Curriculum der weiterführenden Schulen.

Es gab Aufrufe von philippinischen Historiker*innen, von Lehrer*innenvereinigungen und von Abgeordneten der ACT-Partei im Kongress, diese Inhalte unter dem Motto „Bring back Philippine History to the High School Movement“ wieder in den Unterricht von Grundschulen und Sekundarstufe aufzunehmen. Umsonst. Unter der Duterte Administration gab das Erziehungsministerium zu, philippinische Geschichte vom Unterrichtsplan gestrichen zu haben, behauptete aber, dass philippinische Geschichte in verschiedene andere Unterrichtsinhalte integriert sei. Ich bin davon überzeugt, dass es sich hier um einen der wichtigen Schlüssel für eine historische Verdrehung und Revision handelt. Nun mit Sara Duterte an der Spitze des Ministeriums, werden die genannten Proteste noch weniger Gehör finden.

Jose Calida, bisher Generalstaatsanwalt, wurde von der neuen Regierung zum Vorsitzenden der Kommission für Rechnungsprüfung (COA) ernannt. Noch im Mai wurde ihm vorgeworfen, als Mehrheitseigener eines Sicherheitsdienstes, der Aufträge diverser Regierungsstellen erhalten hat, den Verhaltenskodex für Staatsbedienstete verletzt zu haben. Calida ist ein Marcos-Anhänger, der seine Position als Staatsanwalt dafür genutzt hat, Veränderungen bezüglich der Rolle der „Kommission für angemessenes Verhalten des Präsidenten“ zu initiieren. Es handelt sich dabei um eine Kommission, die speziell dafür geschaffen wurde, die Gerichtsverfahren wegen des unrechtmäßig angehäuften Reichtums der Marcos-Familie zu verfolgen. Was bedeutet also seine Nominierung an die Spitze des Rechnungshofes? Ohne Zweifel ist er zur Stelle, um seinen Dienstherrn zu verteidigen. Die Familie schuldet der philippinischen Regierung noch 203 Milliarden Pesos (3,6 Milliarden Euro) Einkom-

„Die Kirche muss an ihrer Jagd nach der Wahrheit festhalten und selbst das Gewissen der philippinischen Gesellschaft sein.“

menssteuer. Marcos Junior wurde, während seiner Zeit als Gouverneur der Provinz Ilocos Norte, selbst wegen nicht erbrachter Einkommenssteuer verurteilt. Calidas neues Amt hat die Macht, all die Klagen auszuräumen, die das Image des Präsidenten beschädigen.

Architekt des Kriegsrechts unter Marcos Senior war der ehemalige Senatspräsident Juan Ponce Enrile. Obwohl er inzwischen 98 Jahre alt ist, wurde er gerade zum obersten Rechtsberater des heutigen Marcos Regimes ernannt. Wer ist Enrile? Er fungierte als Kriegsrecht-Berater der Regierung Marcos Senior. Er inszenierte in der Nacht des 22. September 1972 einen Überfall, um einen weiteren Vorwand zur Verhängung des Kriegsrechts am folgenden Tag zu bieten. In seinem Bericht zum Überfall sagte Enrile, dass er auf dem Heimweg vom Camp Aguinaldo, wo er die obersten Militärführer über Einführung des Kriegsrechts unterrichtet hatte, in das Dorf Dasmariñas war. Sein drei Fahrzeuge umfassender Konvoi fuhr gerade durch den Stadtteil Wack-Wack in Manila, als der Angriff begann: „Ein Auto kam heran geschossen und überholte den Wagen, in dem ich saß. Plötzlich feuerte es mehrere Maschinengewehrsalven auf unser Auto ab und raste davon. Der Angriff kam so plötzlich, dass alle überrascht waren. Niemand im Konvoi war in der Lage, zurückzuschließen.“ Enrile und seine Begleiter verließen das von Kugeln durchsiebte Auto und kehrten ins Camp Aguinaldo zurück, von wo aus der Vorfall Marcos berichtet wurde. Im Februar 1986 räumte Enrile bei einer Pressekonferenz und in mehreren Interviews ein, dass es sich bei dem genannten Vorfall um eine Täuschung gehandelt habe. Er wandte sich gegen den Diktator und schloss sich dem Volksaufstand an. In der Folge wurde er zum Verteidigungsminister der Präsidentin Corazon Aquino ernannt. Sie war die

„Vor den Kirchen und vor dem philippinischen Volk liegen herausfordernde Jahre.“

Witwe von Benigno Aquino, dem führenden Oppositionspolitiker gegen die Marcos Diktatur, der unmittelbar nach seiner Ankunft aus dem selbstgewählten Exil in den USA 1983 auf einer Landebahn des Flughafens Manila erschossen wurde.

Die Benennung Enriles ist ein symbolisches Mahnmal für die Fortsetzung der Lügen dieses Regimes. Daher wird der philippinischen Gesellschaft in nächster Zeit auch ein falsches Bild von Entwicklung vorgegaukelt werden.

Die Rolle der Kirchen

Es muss gesagt werden, dass die großen Kirchen in den Philippinen bei dieser Wahl offiziell und kategorisch die Opposition unterstützt haben, um eine Rückkehr der Marcos-Familie zu verhindern. Aber sie sind gescheitert. Mehr denn je ist es nun Aufgabe der Kirche, ihrer Berufung und ihrem Zeugnis vom Evangelium Jesu, dem Weg, der Wahrheit und dem Leben treu zu bleiben. Die Kirchen dürfen in keiner Weise den Lügen und Manipulationen erliegen, die von der Marcos-Familie gestreut werden. Die Kirche muss an ihrer Jagd nach der Wahrheit festhalten und selbst das Gewissen der philippinischen Gesellschaft sein, so wie sie es in den dunklen Jahren des Kriegsrechts war, obwohl sie und ihre Geistlichen selbst zu Opfern des repressiven Regimes wurden. Sie müssen immer für die Menschen eintreten und an ihrer Seite sein. Anstrengungen, die Geschichte zu vermitteln und Geschichte neu zu lernen, müssen verstärkt werden als effektive Methode, den Lügen zu begegnen, die bereits existieren und die uns noch bevorstehen. Vereinfachte Instrumente zur Überprüfung von Fakten müssen entwickelt werden, damit philippinische Bürger*innen wahre und falsche Nachrichten mit Leichtigkeit voneinander unterscheiden können. Vor den Kirchen und vor dem philippinischen Volk liegen herausfordernde Jahre.

Zum Weiterlesen:

Rappler ist ein unabhängiges und regierungskritisches Nachrichtenportal auf den Philippinen, das von der Friedensnobelpreisträgerin Maria Ressa zusammen mit einer Gruppe philippinischer Journalist*innen gegründet wurde.

www.rappler.com



Antonio Ablon ist Bischof der Iglesia Filipina Independiente. Wegen seines Menschenrechtsengagements wird er in den Philippinen politisch verfolgt und erhält seit Jahren Morddrohungen. Zurzeit ist er in der Nordkirche in der Seemannsmission und als ökumenischer Mitarbeiter des Zentrums für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit tätig.

Die Kirche spielt

Die UN-Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung bietet einen gemeinsamen Entwurf für Frieden und Wohlstand für Menschen und den Planeten, jetzt und in der Zukunft. Ihr Kernstück sind die 17 Ziele für nachhaltige Entwicklung (SDGs von englisch „Sustainable Development Goals“), die ein dringender Aufruf zum Handeln aller Länder in einer globalen Partnerschaft sind. Diese Ziel erkennen an, dass die Beendigung von Armut und anderer Nöte Hand in Hand gehen muss mit Strategien zur Verbesserung von Gesundheit und Bildung, mit Strategien zur Verringerung von Ungleichheiten und mit der Förderung des Wirtschaftswachstums bei gleichzeitiger Bewahrung des Planeten mit seinen Ozeanen und Wäldern – und das alles angesichts des Klimawandels. Viele Kirchen und kirchliche Akteur*innen arbeiten bereits aktiv an den SDGs – allerdings ohne es zu wissen. Dies muss sich ändern, meint Dorcas Parsalaw, Studienleiterin bei Mission EineWelt.

Von
Dorcas Parsalaw

Zu Beginn des Jahres 2022 hat Mission EineWelt (MEW) die Kampagne „17 Wochen, 17 Ziele“ zu den Zielen für nachhaltige Entwicklung gestartet, um sich gezielt und intensiv mit allen 17 Zielen zu beschäftigen. In dieser Kampagne wurde wöchentlich ein Ziel vorgestellt, Problembereiche erläutert und Einladungen für Beiträge zum Ziel

der Woche verschickt. Die Kampagne lief 17 Wochen und endete am 17. Mai 2022.

Mit dieser Kampagne erhoffte sich MEW, gleich mehreres zu erreichen: einen tieferen Einblick in die einzelnen Ziele und Unterziele der Agenda 2030 zu bekommen; die Verknüpfung ihrer Arbeit mit den Zielen wahrzunehmen und so die Chance zu nutzen, ihre Netzwerke zu stärken und mit dem Leitfaden dieser Ziele einen Fokus zu setzen und schließlich sich besser mit Gleichgesinnten zu vernetzen, die an gleichen oder ähnlichen Zielen arbeiten.

MEW als Zentrum arbeitet in vielen seiner Projekte nicht allein, sondern mit und durch seine Partner*innen und Netzwerke. Alle waren eingeladen, an dieser Kampagne teilzunehmen und mitzuwirken. Auf der dazugehörigen

„Kirchen setzen sich seit Jahrhunderten für Würde und Gerechtigkeit ein, insbesondere für unterdrückte, vergessene oder ausgegrenzte Menschen.“

Online Plattform gab es die Möglichkeit, je nach Ziel und Woche Arbeit, Projekte oder Ideen vorzustellen oder einem Ziel zuzuordnen. So versuchte Mission EineWelt, die Theorie der 17 Ziele der Agenda 2030 ganz praktisch in den eigenen und den Alltag von Netzwerkpartner*innen zu bringen, um möglichst viele mitzunehmen.

„Leave no one behind“

Das Motto der Agenda 2030 lautet „Leave no one behind“ auf Deutsch „Niemanden zurücklassen“. Mit diesem Slogan möchte die Agenda 2030 alle Menschen, Organisationen, Kirchen, Religionen und auch die Politik dazu inspirieren, sich für eine gerechte Welt einzusetzen. Sie beschreibt einen Weg für eine bessere und gerechte Welt für die Menschen und ihre Umgebung.

In dieser Agenda steht nicht nur der Mensch im Mittelpunkt, sondern auch die Natur und zum ersten Mal auch die Wirtschaft. Mit Hilfe der 17 Ziele für nachhaltige Entwicklung werden unterschiedliche Problembereiche bestimmt und erklärt, was alles geschehen muss, um das jeweilige Ziel in diesem Bereich zu erreichen.

Die Agenda 2030 bezieht sich auf drei zentrale Themenbereiche.

Beendigung extremer Armut, Beseitigung von Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, Bewahrung des Planeten.

Kirchen und die SDGs

Nachhaltigkeit ist kein neues Thema für Kirchen. Abgesehen von den gemeinsamen Werten, die Kirchen mit der Agenda 2030 teilen, haben Kirchen schon in den 70er Jahren das Thema Nachhaltigkeit auf die politische Agenda gesetzt. Der Begriff Nachhaltigkeit, englisch „sustainability“, wurde von Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates der Kirchen in einer Weltkonferenz auf die globale Agenda gesetzt.

Kirchen setzen sich seit Jahrhunderten für Würde und Gerechtigkeit ein, insbesondere für unterdrückte, vergessene oder ausgegrenzte Menschen. Viele Kirchen haben sich als wichtige Akteurinnen bei der Bereitstellung von Sozial- und Entwicklungsdiensten und als Verfechterinnen globaler menschlicher Werte etabliert. Sie zeichnen sich durch die Dauerhaftigkeit ihrer Präsenz, ein oft hohes Maß an Glaubwürdigkeit und eine große Reichweite auf Gemeindeebene aus, selbst in den entlegensten Gebieten, in denen es möglicherweise keine staatlichen Einrichtungen gibt. So arbeiten viele Kirchen und kirchliche Organisationen schon lange an SDGs, ohne es bewusst wahrzunehmen.

Diese fehlende Verbindung liegt daran, dass Kirchen und kirchliche Akteur*innen mit den UN-Prozessen und der Sprache der „Agenda 2030“ nicht vertraut sind. Daher spricht der Lutherische Weltbund (LWB) von der Gemeinschaft der Kirchen als dem „schlafenden Riesen“. Demzufolge werden Kirchen und kirchliche Akteur*innen in ihrer Rolle der Bereitstellung sozialer und entwicklungspolitischer Dienste kaum anerkannt.

eine Schlüsselrolle

„Seit Jahrzehnten, in vielen Fällen sogar seit Jahrhunderten, engagieren sich Kirchen im barmherzigen Dienst am Nächsten. ‚Niemanden zurücklassen‘ ist eine inspirierende Vision, die aus tiefsten Glaubensüberzeugungen erwächst“, sagte der damalige LWB-Generalsekretär Martin Junge und fügte hinzu, dass er die SDGs als eine neue Gelegenheit sehe, diesem langjährigen Engagement und der Verpflichtung Ausdruck zu verleihen.

Der Riese soll geweckt werden

Weltweit bezeichnen sich mehr als 80 Prozent der Menschen als gläubig. Glaube kann Berge versetzen und Netzwerke schaffen. Die Offenheit sich mit Menschen und Organisationen zu vernetzen, die dieselben Werte teilen, ist eine gute Gelegenheit, um Hoffnungsträgerin für die Erreichung weltweiter Gerechtigkeit zu sein. So gibt es in der Kirche und im Glauben ein großes Potential, aus dem mit den richtigen Vernetzungen etwas Gigantisches bewirkt werden kann.

Waking the Giant ist eine globale ökumenische Initiative des Lutherischen Weltbundes. Ihr Ziel ist, die Kirchen zu befähigen, einen Beitrag zur Agenda 2030 zu leisten. Auf globaler Ebene bietet die Initiative Kirchen und kirchennahen Akteur*innen Instrumente und Schulungen an, um ihre laufende Arbeit mit den SDGs in Verbindung zu bringen. Auf nationaler Ebene können Kirchen und ökumenische Partner*innen ihre bestehende Arbeit in Bezug auf die SDGs bewerten und gemeinsam Aktionen oder Maßnahmen planen. Dies wäre wünschenswert, denn wie es die Initiative **Waking the Giant** selbst formuliert: „Für die Welt und ihre Nationen ist es nicht möglich, die 17 SDGs zu erreichen, ohne glaubensbasierte Akteure einzubeziehen. Kirchen und andere glaubensbasierte Akteure berühren die Herzen und somit das Handeln ihrer Mitglieder.“

Der Kirche und ihren Akteur*innen kommt also eine Schlüsselrolle zu. Aktionen wie „17 Wochen, 17 Ziele“ können hoffentlich dazu beitragen, dass ihnen dies auch bewusst wird.

„Glaube kann Berge versetzen und Netzwerke schaffen.“

„So gibt es in der Kirche und im Glauben ein großes Potential, aus dem mit den richtigen Vernetzungen etwas Gigantisches bewirkt werden kann.“



Dorcas Parsalaw, Juristin aus Tansania, ist Ökumenische Mitarbeiterin und Fachreferentin für „Nachhaltigkeit im kirchlichen Kontext“ bei Mission EineWelt, Centrum für Partnerschaft, Entwicklung und Mission der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern.

Freiwilligenprogramm postkolonial:

Von

Susann Küster-Karugia

Früher gab es in Freiwilligenprogrammen meist nur eine Richtung: Nord-Süd. Koloniale Machtstrukturen wurden so lang unhinterfragt fortgesetzt. Inzwischen gibt es in vielen Freiwilligenprogrammen mehrere Richtungen: Nord-Süd, Süd-Nord und teilweise auch Süd-Süd. Susann Küster-Karugia, Referentin für Freiwilligen- und internationale Jugendprogramme des Leipziger Missionswerks, wirft einen persönlichen Blick auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunftsperspektive von internationalen Freiwilligenprogrammen.

Diskriminierungssensible Sprache
In den Texten unseres Themenheftes wird Schwarz großgeschrieben, weiß klein und kursiv, um zu verdeutlichen, dass diese Bezeichnungen Konstrukte sind und keine tatsächliche Farbe meinen.

Es ist jetzt 20 Jahre her, dass ich mich mit einem landeskirchlichen Programm in einen Freiwilligendienst nach Südwestansania aufmachte. Ich unterrichtete an einer Schule, was ich aus meiner heutigen Perspektive sehr kritisch sehe. Damals hatte ich gerade mal ein mittelmäßiges Abitur „in der Tasche“ und keinerlei pädagogische oder fachliche Kompetenz. Anfangs war ich tatsächlich so naiv zu fragen, ob ich den Geschichtsunterricht mitgestalten dürfte. Von der Schulleitung wurde das Gott sei Dank abgelehnt. Das traf mich damals sehr, weil ich mich auf diesem Gebiet ja weiterbilden wollte. Aber genau das war der Punkt: Ich war Lernende und hatte eigentlich nicht die Kompetenz, genauso wenig wie für andere Fächer. Dennoch wurde mir von der Schulleitung Verantwortung für mehrere hundert Schüler*innen in den

Fächern Englisch und Mathematik übertragen, für die ich sogar versetzungsrelevante Noten vergab.

Ähnliche Erfahrungen machten andere Freiwilligen, die zeitgleich in einem tansanischen Krankenhaus eingesetzt waren. Des Öfteren wurden sie mit unglaublich verantwortungsvollen Aufgaben betraut und niemanden hat das irritiert. Am wenigsten uns Freiwillige. Denn die damalige Vorbereitung durch unsere Entsendeorganisationen suggerierte uns, dass wir mit einem Abitur aus Deutschland viel besser ausgebildet seien als jede tansanische Fachkraft. Welche Überheblichkeit! Wie müssen sich die lokalen Fachkräfte gefühlt haben. Die Bedingungen vor Ort waren für mich vergleichsweise luxuriös: Ich bewohnte ein Haus für mich allein, andere Lehrer*innen zu zweit oder dritt. Mein Freiwilligentäschengeld aus Deutschland war teilweise höher als das Gehalt der gut ausgebildeten Fachkräfte vor Ort. Das genoss ich anfangs und hinterfragte zunächst wenig. Natürlich kamen wir immer wieder an Grenzen, aber nur sehr selten wurden wir auf unsere Grenzen hingewiesen.

Ich würde heute sagen, dass wir in keiner Weise für das Fortbestehen kolonialer Strukturen sensibilisiert worden waren. Ich glaube nicht, dass ich damals im Ansatz eine Vorstellung davon hatte, dass der Kolonialismus Spuren hinterlassen haben könnte – außer vielleicht einige historische Orte, die man touristisch besuchen konnte ... Wieso hat uns niemand etwas darüber gesagt? Und wieso haben wir es so wenig hinterfragt?

Erst später bemerkte ich, dass mir meine Stellung in der lokalen Hierarchie aufgrund meines damaligen Alters, meines Familienstandes und meines Geschlechts eigentlich nicht zugestanden hätte. Stattdessen genoss ich wegen meiner Herkunft, meiner Hautfarbe und meines Gaststatus andere Privilegien als meine tansanischen Schwestern. Nur manchmal, wenn Konflikte mit mir oder meinen Landsleuten (im weitesten Sinne, also mit *weißen* Menschen) aufkamen, merkte ich, dass der koloniale Schmerz hochkam. Dann wurde ich stellvertretend beschimpft mit „ihr Kolonialisten“. Ich



Susann Küster-Karugia ist Referentin für Freiwilligen- und internationale Jugendprogramme im Evangelisch-Lutherischen Missionswerk Leipzig. Sie studierte Afrikanistik und Religionswissenschaft in Leipzig, Paris und Daressalam.

„Die damalige Vorbereitung durch unsere Entsendeorganisationen suggerierte uns, dass wir mit einem Abitur aus Deutschland viel besser ausgebildet seien als jede tansanische Fachkraft.“

Keine Einbahnstraße

konnte damit nicht viel anfangen, weil ich keinerlei Verbindung zwischen mir/uns heute und den Kolonialherren, die vor 100 Jahren ihr Unwesen getrieben hatten, erkennen konnte.

Bis heute beschäftigt mich mein Selbstverständnis von damals und das meiner Mitfreiwilligen. Ich hoffe sehr, dass ich keinen schlimmen Schaden angerichtet habe.

Was ich in meiner heutigen Arbeit beim Leipziger Missionswerk (LMW) schätze, ist dass die jungen Menschen intensiv und kritisch vorbereitet werden, bevor sie in einen Dienst aufbrechen. Sie werden gut begleitet und angeleitet,

„Ich würde heute sagen, dass wir in keiner Weise für das Fortbestehen kolonialer Strukturen sensibilisiert worden waren.“

ihr Handeln, Denken und Sprechen immer wieder kritisch zu hinterfragen, ihre Rolle im Freiwilligendienst verantwortungsvoll auszuführen und im Anschluss an den Freiwilligendienst weiterhin engagiert für die Themen wie globale Gerechtigkeit und Anti-Rassismus einzutreten. Der Dienst ist immer nur ein Impuls für ein lebenslanges und lebensveränderndes Lernen und versteht sich nicht als abgeschlossenes Projekt des Lernens.

Die Etablierung des Süd-Nord-Programms ist eine der wichtigsten Veränderungen in den Freiwilligenprogrammen im Kontext von Post-Kolonialismus. Vor allem zurückgekehrte Nord-Süd-Freiwillige forderten die gleichberechtigte Teilnahme von Jugendlichen aus dem Globalen Süden an dem staatlichen geförderten Freiwilligenprogramm „weltwärts“. Doch wie viele Abers haben wir gehört. Erst

2014 kamen die ersten Süd-Freiwilligen im Rahmen unseres Programms nach Leipzig. Ganze 20 Jahre nachdem die ersten Freiwilligen aus Leipzig nach Tansania entsandt wurden. Das hat ganz klar mit globalen Machtstrukturen zu tun.

Die Auseinandersetzung mit dem kolonialen Erbe, die politischen und wirtschaftlichen globalen Zusammenhänge und die Reflexion der eigenen Herkunft gehören ganz entschieden zu der Vorbereitungs- und Nachbereitungszeit im Nord-Süd-Programm. Die Auseinandersetzung mit Rassismuserfahrungen und der Begegnung mit neokolonialen Strukturen und Denkweisen in Deutschland gehört schwerpunktmäßig zur pädagogischen Begleitung im Süd-Nord-Programm.

Natürlich geht es in den Freiwilligenprogrammen um Austausch, um Lernen, einander kennen- und verstehen lernen und darum, Vorurteile zu überwinden. Aber das ist ein Prozess, in den sich alle Beteiligten, die Freiwilligen, die Einsatzstellen, das gesamte Umfeld und natürlich auch wir Koordinierenden begeben. Das impliziert das Einlassen auf einen nicht ganz bequemen Lernweg. Ehrlich gesagt sind die Erfahrungen der Süd-Nord-Freiwilligen sehr viel schmerzhafter als das, was alle weiß sozialisierten Akteur*innen im Programm je erfahren.

Auf der Programmebene haben wir mehr und mehr die gleichberechtigte Einbeziehung der Partner*innen im Blick. Doch wir müssen uns klar machen, dass es Programme in deutscher (weiblicher) Federführung sind, die in Deutschland gestrickt wurden und zum großen Teil in Deutschland darüber entschieden wird. Umso mehr geht es darum, weiterhin die Partner*innen zur gleichberechtigten Beteiligung zu ermächtigen. Vielleicht wird es einmal ein gemeinsam durchgeführtes, statt ein gemeinsam gewünschtes Programm.

Rückmeldungen von ehemaligen Süd-Nord-Freiwilligen bestärken mich darin, dass wir doch auf dem richtigen Weg dorthin sind. Edwinson William beispielsweise beschreibt seine Entwicklung im Süd-Nord-Programm folgendermaßen:

„Ich habe während meines Einsatzes mehr Selbstbewusstsein als Schwarze Person bekommen. Ich lernte, dass ich auch als Schwarzer Mensch anderen auf Augenhöhe begegnen darf, auch höher gestellten Menschen. Der Direktor in meiner Einsatzstelle in Halle hat mich gleich behandelt wie weiße Menschen um mich herum. Das hat mir sehr viel Unsicherheit genommen und vor allem mein bisheriges Bild von weißen Menschen und einer westlichen Gesellschaft sehr verändert. Und das ist auch heute noch nach meiner

Rückkehr total wichtig. Ich habe viele Freund*innen, die mich nach meinen Erfahrungen mit den Weißen fragen – mit all den Stereotypen, die sie im Hinterkopf haben und auch aussprechen. Ich kann von meinen positiven Erkenntnissen erzählen und sie sehen auch, dass ich selbstbewusster und auch sozialer geworden bin. Das Programm ist eine einzigartige Gelegenheit, Vorurteile über weiße Menschen zu zerstören. Sie sind nicht besser oder wichtiger oder reicher oder mächtiger. Wenn ich ihnen sage, dass sie einfach auch so sind wie wir, dann trauen sich vielleicht bei einer nächsten Begegnung meine indischen Freund*innen, auch mal mit weißen Menschen zu reden und fühlen sich nicht automatisch unterlegen. Ich versuche, ihnen klar zu machen, dass Weiße menschlicher sind als wir hier in Indien glauben – sie haben die gleichen Emotionen, Ängste, Freuden, Stress ... genau wie ich. Ich möchte mit dem kolonialen Syndrom brechen. Ich möchte nie wieder denken: Oh, diese weiße Person. Sondern: dieser Mensch! Das hat mich mein Freiwilligendienst gelehrt.“

Und Salome Mwammale schreibt:

„Ich bin so vielen Menschen begegnet, von denen ich lernen konnte. Ich habe viele Deutsche, aber auch Menschen aus anderen Ländern kennengelernt und bin somit auch einer riesigen Bandbreite an Kulturen begegnet. In Seminaren und anderen internationalen Veranstaltungen hatten wir Gelegenheit, uns auszutauschen und uns zu vernetzen. Vor allem konnten wir einander begegnen und verstehen, was wir zuvor nicht voneinander wussten oder verstanden hatten. Das hilft mir bis heute. Wenn ich Dinge nicht verstehe, dann urteile ich nicht schnell, sondern frage nach und höre zu. Ich habe auch viel über mein Herkunftsland Tansania reflektiert [...] Und jetzt nach meiner Rückkehr versuche ich, diese Erkenntnisse auch meinen Nächsten weiterzugeben. Grundsätzlich muss ich sagen, dass dieses Programm zwar mein Denken komplett umgekrempelt hat. Ich habe mich sicher zu 80 Prozent verändert. Aber ich finde es großartig und ich wünsche, mehr Jugendliche würden diese Möglichkeit bekommen und so viel lernen, über sich selbst, die eigene Herkunft, Entwicklung, Sprache und überhaupt die Welt. Ich bin sicher, dass dieses Programm dazu beiträgt, die Vorurteile auf der Welt zu

minimieren oder sogar eines Tages auszumerzen. Ich bin sehr stolz darauf, dass ich Teil des Programms war und auch weiterhin bin. [...] Ich möchte dem

LMW danken – für mich ermöglicht das LMW weltweite Verbindungen und hat ein Netz gespannt zwischen mir und der Welt. Danke dafür!“

Auch Rückmeldungen aus den Einsatzstellen, Gastfamilien, Wohngemeinschaften, Kirchgemeinden usw. sind fast ausschließlich positiv. Es ist ja so, dass nicht nur die Freiwilligen lernen und Erfahrungen sammeln, sondern alle, die mit den Freiwilligen leben, arbeiten und eine Begegnung zulassen. Da werden aus manchen vorsichtigen und skeptischen Kolleg*innen gute Bekannte und manchmal sogar Freund*innen.

Die Freiwilligenprogramme sind nicht frei von kolonialen Spuren. Aber in der Auseinandersetzung mit diesen leisten wir einen Weg in ein bewussteres und gleichberechtigteres Miteinander weltweit.

„Der Dienst ist immer nur ein Impuls für ein lebenslanges und lebensveränderndes Lernen und versteht sich nicht als abgeschlossenes Projekt des Lernens.“

„Die Freiwilligenprogramme sind nicht frei von kolonialen Spuren. Aber in der Auseinandersetzung mit diesen leisten wir einen Weg in ein bewussteres und gleichberechtigteres Miteinander weltweit.“

Das Interview führte
Corinna Waltz

Der Traum von einer Kirche ohne Rassismus

Sie hat Kirche und Rassismus zu ihrem Thema gemacht und dazu auch ein Buch veröffentlicht. Im Interview spricht Sarah Vecera, Bildungsreferentin bei der Vereinten Evangelischen Mission, über Rassismus in der Kirche, über schmerzhaft Erfahrungen, fehlende Perspektiven und warum sie dennoch an Veränderung und an eine Kirche für alle glaubt.

Diskriminierungssensible Sprache

In den Texten unseres Themenheftes wird Schwarz großgeschrieben, weiß klein und kursiv, um zu verdeutlichen, dass diese Bezeichnungen Konstrukte sind und keine tatsächliche Farbe meinen.

Sie sprechen auf Ihrem Instagram-Kanal @moyo.me öffentlich über Alltagsrassismus und insbesondere über Rassismus in der Kirche. Was hat Sie dazu bewegt und warum der Fokus auf Kirche?

Weil nach meiner Beobachtung Rassismus kein Thema in der Kirche war und dennoch in der Kirche gegenwärtig ist. Es gibt sehr schmerzvolle Erfahrungen von People of Color mit Kirche, aber nur wenige Menschen sprechen darüber.

Nach dem Mord an George Floyd habe ich auch in Deutschland einen gesellschaftlichen Umbruch wahrgenommen. Es wird seitdem sehr viel mehr über Rassismus gesprochen. Und das habe ich zum Anlass genommen, um das Thema auch in der Kirche noch mal mehr zu platzieren. Dabei bin ich nicht alleine, sondern engagiere mich gemeinsam mit vielen anderen Menschen, die antirassistisch in der Kirche unterwegs sind. Ich schätze es sehr, gemeinsam auf dem Weg zu sein, weil ich mich selbst auch noch als Lernende sehe. Denn auch ich habe keine fertigen Programme und Lösungen, wie wir Rassismus aus der Kirche verbannen können.

Wie wichtig das Thema ist, zeigt auch die EKD-Studie „Zwischen Nächstenliebe und Abgrenzung“. Wir haben in der Kirche ebenso viel Rassismus wie gesamtgesellschaftlich. Diese Erkenntnis aus der Studie hat manche Menschen verwundert. Mich nicht, denn ich habe mein Leben lang auch in der Kirche Rassismus erfahren. Der Glaube daran, dass wir doch ein bisschen besser sind als die Welt da draußen, der ist, glaube ich, durch die Veröffentlichung dieser Studie für viele nun ins Wanken gekommen. Einige wollen das weiterhin nicht wahrhaben. Doch viele andere wollen dem nachgehen. Denn eigentlich wollen sie eine Kirche gestalten, in der alle willkommen sind. Sie wissen aber nicht wie. Deswegen ist mir Bildungsarbeit so wichtig.

Wir brauchen in Kirche, Diakonie und Missionswerken Strukturen, in denen wir rassismuskritisch Bildungsarbeit flächendeckend anbieten können. Und Rassismus sollte als Querschnittsthema unseres kirchlichen Daseins, unseres kirchlichen und diakonischen Handelns, bearbeitet werden. Nur so können wir Verunsicherungen begegnen und mit den Menschen, die sich bewegen lassen wollen, Veränderung gestalten.

Ich will Menschen sprachfähig machen. Ich will in Bildungsformaten, Seminaren, Workshops, und Anti-Rassismus-Trainings Räume schaffen, dass Menschen sich öffnen und sich

so über vieles bewusst werden können, um zu lernen und dann gemeinsam Kirche verändern zu können.

Neben Ihrer Bildungsarbeit und Ihrem Instagram-Kanal haben Sie in diesem Jahr auch ein Buch veröffentlicht. Was hat Sie auf die Idee gebracht, ein Buch zu schreiben?

Das war tatsächlich nicht meine Idee, sondern ich wurde von Verlagen kontaktiert. Ich hätte mir das selber ehrlich gesagt nicht zugetraut. Aber meine Lektorin Anja Hager vom Patmos Verlag hat es mir zugetraut und ist sehr hartnäckig geblieben. Und da ich bei der Vorbereitung von Seminaren selbst immer wieder auf der Suche nach passender Literatur war und nur wenig gefunden habe, habe ich mich dann doch

„Der weiße Jesus hat eine Geschichte, die mit Macht und mit Herrschaft zu tun hat.“

an das Projekt gewagt. So ist mein Buch zum Thema Rassismus und Kirche entstanden.

Zudem hoffe ich, mit dem Buch noch mehr Menschen zu erreichen, zum Nachdenken anzuregen und Veränderung anstoßen zu können. Auch wenn die Vereinte Evangelische Mission mich als Bildungsreferentin speziell mit dem Thema Rassismus beauftragt hat und ich sehr dankbar für diese Freiräume bin, sind meine zeitlichen Ressourcen und Möglichkeiten dennoch begrenzt. Ich freue mich, wenn mein Buch hier eine gute Ergänzung wird.

Der Titel Ihres Buches lautet: „Wie ist Jesus weiß geworden?“ Was hat ein weißer Jesus mit Rassismus zu tun?

Das Problem an dem *Weißsein* von Jesus ist, dass es immer mit einer Absicht zusammenhängt, die wir bei der ersten Betrachtung eines *weißen* Jesus nicht sehen. Der *weiße* Jesus hat eine Geschichte, die mit Macht und mit Herrschaft zu tun hat. So kam der *weiße* Jesus im Mittelalter schon ganz gelegen, weil er weniger jüdisch aussah. Auch in der Kolonialzeit kam er gelegen, weil er aussah, wie die, die unterdrückten und nicht wie die, die unterdrückt wurden. Und letztendlich haben wir in Deutschland Jesus als Arier dargestellt. All das hängt an diesem *weißen* Jesus. Deswegen ist es wichtig, sich bewusst zu machen, dass er historisch nicht so *weiß* war, wie wir ihn uns vorstellen, und dass das eine absichtsvolle Dimension hatte, die mit Werten einherging, für die wir als Christ*innen eigentlich nicht stehen wollen.

„Meine Kirche der Zukunft ist eine Gemeinschaft, in der sich wirklich alle willkommen fühlen.“

Ich selbst habe mir auch lange keine Gedanken darüber gemacht und die Darstellung eines *weißen* Jesus nicht hinterfragt. Dabei ist eigentlich klar, dass Jesus von Nazareth, jemand, der dort geboren wurde, nicht aussehen kann wie ein Mitteleuropäer.

Gibt es auch kritische Nachfragen zum Buchtitel?

Ja, zum Beispiel die Argumentation: Wir wollten ja nur, dass Jesus aussieht, wie einer von uns. Da stelle ich dann die Rückfrage: Wie sehen wir denn eigentlich aus?



Sarah Vecera hat Theologie, Religionspädagogik und Sozialpädagogik in Kassel und Bochum studiert. Sie ist stellvertretende Leiterin der Abteilung Deutschland der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) und Bildungsreferentin zum Thema „Rassismus und Kirche“. Mit diesem Thema hat sie sich auch in ihrem Buch „Wie ist Jesus weiß geworden? Mein Traum von einer Kirche ohne Rassismus“ beschäftigt. Außerdem ist sie ordinierte Prädikantin in der Evangelischen Kirchen im Rheinland und im Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentages und freut sich darüber, Kirche an vielen unterschiedlichen Orte neu denken und mitgestalten zu können. Auf ihrem Instagram-Kanal @moyo.me und in ihrem VEM-Podcast „Stachel und Herz“ kommt sie mit Menschen über Diskriminierung in der Kirche ins Gespräch.

Wenn 41 Prozent aller Kinder unter sechs Jahre in Deutschland eine Migrationsgeschichte haben, wer ist dann heute das Wir? In solchen Aussagen steckt auch eine absichtsvolle Dimension, die gefährlich ist, die aber meist nicht gesehen wird.

Genau aus solchen Rückfragen ergeben sich oft unglaublich interessante Gespräche, weil daran viel offenbar wird von dem, was da ist, was wir aber nicht sehen bzw. lange Zeit nicht gesehen und wahrgenommen haben.

„Mein Traum von einer Kirche ohne Rassismus“ lautet der Untertitel Ihres Buches. Wie sieht Ihre Kirche der Zukunft konkret aus und warum sollten andere mit Ihnen gemeinsam an dieser Kirche bauen?

Meine Kirche der Zukunft ist eine Gemeinschaft, in der sich wirklich alle willkommen fühlen. In der Menschen unabhängig von ihrem Aussehen und ihrer Herkunft Zugang zu allen Bereichen haben. In meiner Kirche der Zukunft stehen unterschiedliche Menschen auf der Kanzel und gestalten Kirche mit. So wird Kirche ein Magnet für die Menschen, die in unserer Gesellschaft marginalisiert werden, für die Menschen, zu denen Jesus selber schon gegangen ist. Ich träume davon, dass Kirche ein Ort wird, an dem sich alle sicher und geliebt fühlen. Und zwar genauso, wie die Bibel uns das eigentlich sagt.

Und warum sollte man mit mir daran bauen? Weil ich Wege und Perspektiven aufzeige, wie wir zu so einer Kirche werden können. Ich glaube daran, dass wir eigentlich alle in einer Kirche ohne Rassismus leben wollen, uns dafür aber noch einige Perspektiven fehlen. Zumindest im Bereich Rassismus versuche ich, Perspektiven aufzuzeigen, die der Kirche fehlen und hoffe, dass viele andere daran anknüpfen, ergänzen und weitere wichtige Perspektiven einbringen.

Zum Weiterlesen

Sarah Vecera: *Wie ist Jesus weiß geworden? Mein Traum von einer Kirche ohne Rassismus*, Patmos Verlag 2022

Evangelische Kirche in Deutschland: Zwischen Nächstenliebe und Abgrenzung – Eine interdisziplinäre Studie zu Kirche und politischer Kultur
www.ekd.de



Impressum

EMW-Themenheft 2022
ISBN: 978-3-946352-14-3

Herausgeber:

Evangelische Mission Weltweit e.V. (EMW)
vertreten durch Direktor Rainer Kiefer
Normannenweg 17-21
20537 Hamburg
Tel.: 040 25456-0
info@mission-weltweit.de
mission-weltweit.de

Redaktion: Dr. Michael Biehl (v.i.S.d.P.),
Tanja Stünckel, Corinna Waltz

Korrektur: Petra Jaekel, Brigitta Kainz

Gestaltung: Ari Gröbke Design, Hamburg

Druck: MHD Druck und Service,
Hermannsburg

Das EMW-Themenheft wird auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt, die CO₂-Belastung durch den Druck wird durch Kompensationszahlungen an klimaschonende Projekte ausgeglichen.



Mitglieder

Neun Missionswerke, fünf Verbände, fünf Freikirchen und die EKD gehören zu den EMW-Mitgliedern:

Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste,
Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden,
Berliner Missionswerk, Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland, CVJM Deutschland,
Weltbibelhilfe der Deutschen Bibelgesellschaft, Deutsche Evangelische Missionshilfe, Deutsche Gesellschaft für Missionswissenschaft, Evangelisch-altreformierte Kirche in Niedersachsen, Evangelisch-lutherisches Missionswerk in Niedersachsen, Evangelisch-lutherisches Missionswerk Leipzig, Evangelisch-methodistische Kirche, Evangelische Brüder-Unität – Herrnhuter Brüdergemeine, Evangelische Kirche in Deutschland, Evangelische Mission in Solidarität, Gossner Mission, Mission EineWelt, Norddeutsche Mission, Vereinte Evangelische Mission, Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit

Assoziierte Organisationen

Neben den Mitgliedern gehören auch assoziierte Organisationen zur EMW-Gemeinschaft.

Christlicher Hilfsbund im Orient, Christoffel-Blindenmission, Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Evangelische Gehörlosenseelsorge, Deutsches Institut für Ärztliche Mission, Deutsche Seemannsmission, Hildesheimer Blindenmission, Lutherische Kirchenmission (Bleckmarer Mission), Stiftung Morgenland

**Evangelische Mission
Weltweit e.V. (EMW)**

Normannenweg 17-21
20537 Hamburg

Tel.: 040 25456-0

info@mission-weltweit.de
mission-weltweit.de